

Ein neuer Film: Die Abenteuer des Casanova

LOEWE OPTA



Optalux

Der moderne, zukunftssichere Hochleistungs-Fernseh-Tischempfänger mit überraschend lebensnaher Bildwirkung in geschmackvollem Edelholzgehäuse.

43 cm Rechteck-Bildröhre ☆ Bildgröße 28 × 37 cm ☆ 28 Röhrenfunktionen
12 Kanäle, davon 1 Kanal für die zukünftigen FS-Bänder IV und V, sowie 1 Reservekanal ☆ Konzertlautsprecher mit Schallabstrahlung in Bildrichtung
Zentrale Netzanpassung bietet gleichmäßig gute Bildwiedergabe und optimale Leistung bei schwankenden Netzspannungen zwischen 180 und 240 Volt

Gehäusemaße: Breite 54 cm, Höhe 49,5 cm, Tiefe 45,5 cm

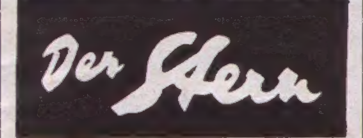
Zum Sensationspreis von

698.-

ÜBER 25 JAHRE PIONIERARBEIT IM FERNSEHEN



Zurück nach Hamburg *kam Ursula Thiess, die „schönste Frau der Welt". In Hamburg wollte Ursula aber nicht ihre Schönheit zeigen, sie wollte ihren Jungen und ihre Mutter besuchen. Drei Jahre hat der neunjährige Michael sie nicht gesehen. Jetzt fliegt er mit zurück nach London und Hollywood, zum neuen Papa Robert Taylor, zur großen Schwester Manuela und zu dem kleinen Baby, das im Juni kommt*



erscheint an jedem Mittwoch im

Verlag Henri Nannen GmbH

Hamburg 1, Curienstr. 1, Pressehaus
Tel. 32 28 91 · Fernschreiber 021 11 83

Chefredakteur: Henri Nannen
(z. Z. verreist)

Stellvertreter: Karl Beckmeier

Redaktion: Lore Bollermann, Dr. Horst Claus, Günther Dahl, Joachim Heldt, Hans Neumeyer, Hans Nogly, Rolf Oertel, Günter Radtke, Viktor Schuller, Eberhard Seeliger, Kurt Wolber

Chefreporter: Pitt Severin

Berliner Redaktion:
Armin Schönberg, Berlin W 35, Schöneberger Ufer 59, Telefon 24 51 52, Fernschreiber Berlin 028 38 67

Süddeutsche Redaktion:
Dr. Wilhelm Rüdiger, München 2, Arcostraße 5, Telefon 5 53 53, Fernschreiber München 052 32 04

Westdeutsche Redaktion:
Günter Peis, Düsseldorf, Scharnhorststraße 6, Telefon 4 84 67

Frankfurter Redaktion:
Bruno Waske, Frankfurt a. M., Auf der Körnerwiese 5, Telefon 5 40 24

Südwestdeutsche Redaktion:
Reinhard Überall, Freiburg i. Breisgau, Karlstraße 40, Telefon 42 95

Ausländische Redaktionen:

Wien: Eberhard J. Strohal, Wien I, Rosenbursenstr. 8, Telefon R 2 32 98, Fernschreiber und Telex 01/1633

Zürich: Enno Kind, Zürich 44, Krähbühlstraße 126, Telefon (051) 24 40 25

Rom: G. M. Schuller, Rom, Via Francesco Crispi 36, Telefon 47 46 10

Paris: Edmund Lutrand, Paris VIIe, 215 bis. Boulevard St. Germain, Telefon Babylon 11 36

London: Peter G. Wichman, London NW 6, The Croft, Greville Place, Telefon MAI 27 07 · Telegramme: pixfeature London

Skandinavien: Världsfoto, Stockholm-Solna, Hagavägen 77, Tel.: 27 00 88

New York: Yvonne M. Spiegelberg, New York 28 N.Y., 162 East 81st Street, Telefon BUtterfield 8-6976

Rio de Janeiro: Gerda Neuber, Rio de Janeiro, R. Buarque de Macedo 5, Telefon 45 — 44 33

Anzeigen und Vertrieb: Henri Nannen GmbH, Hamburg 1, Curienstr. 1 (Pressehaus), Tel. 32 28 91. Anzeigenpreis nach Tarif, Liste 15 vom 11. 1. 1955. Alle Zahlungen auf das Konto des Verlages beim Bankhaus Brinckmann, Wirtz & Co., Hamburg 1, oder Postscheck Hamburg 84 80. Preis des Einzelheftes 0,50 DM, bei Lieferung frei Haus zuzügl. ortsübl. Zustellgebühr, Monatsabonnement 2,16 DM zuzüglich Zustellgeld. Bestellungen nehmen sämtl. Postanstalten, Zeitschriftenhandlungen sowie der Verlag entgegen. Der Stern darf nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. Satz: Gruner Druck GmbH., Hamburg 1, Curienstraße 1 (Pressehaus). Tiefdruck: Gruner & Sohn, Itzehoe in Holstein. — Printed in Germany.





„Nix sprechen deutsch", *wehrt Kapitän Belikow ab, und auf sein Kommando kehrt die Gesellschaft der Kamera den Rücken zu. Nur Kommissar Judin Viktar (links außen) bleibt ein wachsamer Beobachter. Die Herren, die sich hier so geheimnisvoll geben, sind sowjetische Offiziere in Zivil, von Moskau nach Hamburg befohlen, um einen Schiffsumbau zu überwachen. Weil sie vergaßen, sich auf dem Paßamt anzumelden, bekamen sie jetzt einen Strafbescheid und mußten ihr Inkognito lüften*

„Du nix sprechen – wir ein Schiff bauen"

Jeden Morgen Punkt 7.30 Uhr stoppt vor einem Hotel in Hamburgs teuerstem Stadtteil Harvestehude ein kleiner Bus, und sechs Herren mit fremden Gesichtern steigen ein. Schlag 17 Uhr sind sie wieder da und verschwinden in ihren Zimmern, die sie erst am nächsten Morgen wieder verlassen. Für den Fahrer, der anfangs versuchte, mit ihnen ins Gespräch zu kommen, hatten sie stets nur eine Antwort: „Du nix sprechen, wir ein Schiff bauen." Die geheimnisvolle Gesellschaft entpuppte sich jetzt als fünf Sowjetoffiziere mit ihrem Kommissar. Sie überwachen den Umbau eines ehemals deutschen Schiffes, das auf der Howaldtswerft in ein sowjetisches „Kdf"-Schiff verwandelt wird.

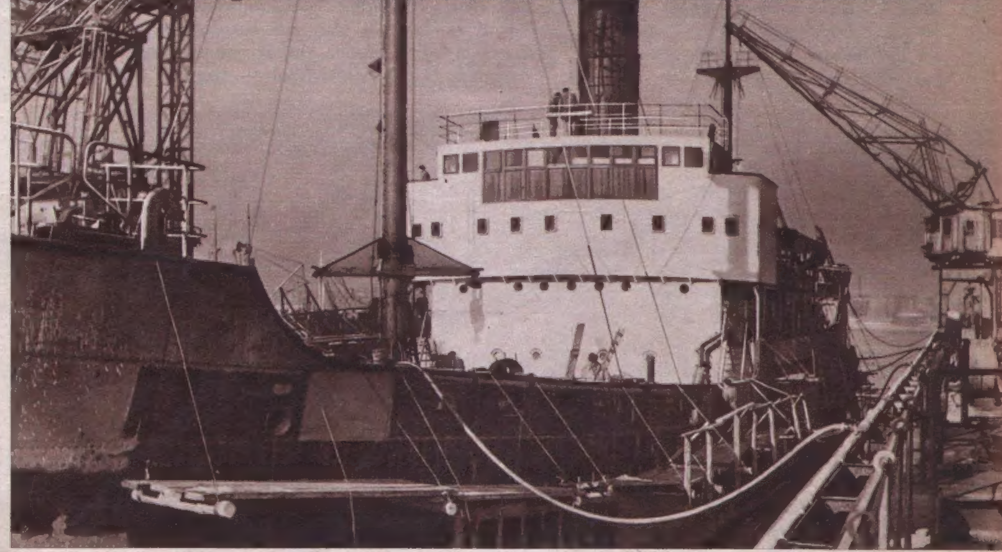


„Die schweigsamste Gesellschaft, *die ich je gefahren habe", urteilt der Busfahrer, der jeden Morgen die Sowjetoffiziere vom Hotel abholen und zur Werft fahren muß. Er hatte versucht, seine Sprachkenntnisse, die er sich in der Kriegsgefangenschaft erworben hatte, ein wenig aufzufrischen, stieß aber auf eiserne Ablehnung*



Großeinkäufe *haben die Sowjets während ihres bisherigen Hamburger Aufenthaltes getätigt. Das Zimmermädchen des Hotels, in dem sie drei komfortable Zimmer bewohnen, zählte 28 neue Koffer, und die Schränke sind mit Oberhemden und Anzügen vollgestopft. „Bloß Trinkgeld geben sie nicht", verrät mit leisem Bedauern die Bedienung*





Zum „KdF"-Schiff *wird die „Tambow" in Hamburg umgebaut. Der 2000-Tonner soll als Versorgungs- und Erholungsschiff für die sowjetische Fischereiflotte im Eismeer eingesetzt werden. Vor 20 Jahren fuhr der Frachter noch unter deutscher Flagge (links), 1945 kam er als Reparationsgut an die Engländer, die ihn dann an die Sowjets verkauften. Am 12. März wird die „Tambow" nach Murmansk auslaufen und die schweigsamen sowjetischen Überwacher wieder mitnehmen* FOTOS: Fischer

Kaiserwalz

Das populärste Kaiserpaar der Welt besucht die westdeutsche Bundesrepublik. Zwei Monate lang hatten Persiens Schahinschah und Kaiserin Soraya die Vereinigten Staaten bereist. Jetzt nähert sich die „Weltfahrt der Sympathie" ihrem Ende. Deutschland ist die letzte Station vor dem Rückflug nach Teheran. In Hamburg haben die Monarchen zum ersten Male deutschen Boden betreten. Für die 23jährige Kaiserin war es ein

Soraya wirft Nelken, *rote und weiße buntgemischt, vom Fenster ihres Appartements im zweiten Stock des Atlantic in die jubelnde Menge vor dem Hotel. Für Blumennachschub aus allen Vasen sorgte der Schah persönlich. Hier waren es vorwiegend Kinder, die sich auf der Straße an der Alster um die Blumen rissen. Die Erwachsenen hatten eine halbe Stunde vorher das persische Kaiserpaar mit ehrerbietiger Verbeugung auf dem Flugplatz Hamburg-Fuhlsbüttel begrüßt (Bild unten)*





„Tag, Soraya." *Im Hamburger Nordosten hat die Kaiserin ihre Stadtrundfahrt auf zwanzig Minuten unterbrochen, um schnell die Krippe Hartzloh zu besichtigen. Der Steppke begrüßte sie völlig unbefangen. Von ihrem Kaisertitel wußte er nichts, doch ihren Namen kannte er ganz genau*



Das Geschenk Stalins, *einen herrlichen Nerzmantel aus Rußland, trug Kaiserin Soraya, als sie sich in das Goldene Buch der Hansestadt Hamburg einzeichnete. Der Schah war im dunklen Straßenanzug erschienen. Eine halbe Stunde lang ruhte der Verkehr vor dem Rathaus im Zentrum der Stadt*



Zwei Überraschungen. *Am ersten Abend besuchten der Schah und Soraya aus spontanem Entschluß den Delhi-Palast am Steindamm (oben). Am zweiten Tage tanzte das große Ballett der Staatsoper unangekündigt den Kaiserwalzer vor dem Kaiserpaar (rechts). Dies war der Höhepunkt des Galaempfangs durch den Senat im großen Kaisersaal des Rathauses. 700 Gäste waren geladen, sie erschienen im Frack mit Orden und großem Abendkleid. Auf einer kleinen Empore in schweren Thronsesseln saßen der Schah und die Kaiserin. Mohammed Reza Pahlevi trug Frack, Halsorden, blaues Ordensband und große Ordensschnalle, die bezaubernde Kaiserin war in einer weißen Tunika und einem lavendelfarbenen Chiffonkleid erschienen*

zer für die Majestäten

Wiedersehen mit dem Land, in dem sie als kleines Mädchen drei Jahre gelebt hat. Es schien, als wäre sie in ihr eigenes Reich gekommen, so groß und echt war der Jubel um die Majestäten. Die Luft war kalt, aber die Sonne schien wie nie zuvor, als die „Prinses Margriet", das holländische Flugzeug mit dem fürstlichen Namen und den kaiserlichen Passagieren auf dem Hamburger Flughafen Fuhlsbüttel landete. Drei Tage hatte Hamburg kaiserlichen Besuch, drei Tage hatte es Kaiserwetter. Kenner behaupten, daß an der Alster beides gleich selten ist. Ungewöhnlich für die sonst kühlwägende Bevölkerung im Norden Deutschlands war auch die an manchen Plätzen und auf vielen Straßen fast südländische Begeisterung der Menschenmenge. Über die kaiserlichen Gäste, privat und offiziell, berichtet dieser Bildbericht von Sternreporter Klaus Kallmorgen.



Anne und Geoff waren das glücklichste Paar

Drei Jahre waren sie verheiratet, hatten zwei Kinder, bis sich durch Zufall herausstellte, daß sie Bruder und Schwester waren

Er war 23 und sie 18. Er hieß Geoff, und sie nannte sich Anne. Die blonde Anne und der schwarzhaarige Geoff lernten sich auf einem kleinen Tanzfest kennen. Keinen Fox und keinen Tango ließen sie aus. Immer wieder kam der lang aufgeschossene, junge Mann an ihren Tisch und machte einen adretten Diener. Und sie lachte ihn an, er redete so nett. Sie fühlte sich zu ihm hingezogen, und als er sie fragte, ob er sie wiedersehen dürfte, da sagte sie ja. Sie gingen zusammen ins Kino, spazierten Hand in Hand durch die Parks und lernten sich lieben. Sie wußten, daß sie zueinander gehörten. Ein Jahr später heirateten sie. Und die Leute in der kleinen westenglischen Stadt Hereford sagten: „Das ist das glücklichste Paar in der Stadt." Ihren ersten Jungen nannten sie Robert, den zweiten tauften sie Michael. Vater Geoff mußte als Holzfäller schwer arbeiten, um die Familie durchzubringen. Aber wenn er abends nach Hause kam, konnte er noch so müde sein, er spielte mit seinen Jungs und stellte mit ihnen zusammen die Wohnung auf den Kopf. Seine Kinder sollten es besser haben als er und seine Frau, denn Geoff und Ann' waren Waisenkinder. Geoff war in einem Heim aufgezogen worden, und Anne kam als Dreijährige zu Adoptiveltern, deren Namen sie annahm. An ihre leiblichen Eltern hatte sie keine Erinnerung mehr. Drei Jahre, nachdem sie Geoff geheiratet hatte, traf Anne eines Tages auf der Straße eine alte Frau, die Zeuge der damaligen Adoption war. „Wie heißen Sie eigentlich jetzt!" fragte die Frau. „Hughes", sagte Anne. „Das ist komisch", wunderte sich die alte Frau, „Sie haben ja ihren alten Namen wieder. ‚Hughes' ist nämlich auch der Name ihrer richtigen Eltern gewesen, wissen Sie". Anne mußte über diesen Zufall lachen, aber als sie nach Hause ging, kam ihr plötzlich ein furchtbarer Verdacht. Sie erzählte es ihrem Mann. Aber der sagte nur: „Das ist doch alles Unsinn." Anne wurde die Unruhe trotzdem nicht los. Sie ging zum Einwohnermeldeamt. Sie holte sich ihren und Geoffs Geburtsscheine, aber das Geld für die Urkunden mußte sie sich zuvor noch bei einer Nachbarin leihen. Sie kann sich nicht mehr daran erinnern, wie sie nach Hause kam. In der zusammengekrampften Hand hielt sie die Papiere, die nüchtern darüber Auskunft gaben, daß Anne und Geoff Hughes die gleichen Eltern hatten, daß der Bruder die Schwester geheiratet hatte. Geoff verließ noch am gleichen Abend das Haus, nahm Abschied von den Kindern, deren Mutter seine Schwester war. Am nächsten Tag fand sie einen Brief im Postkasten. Es war nur ein Satz: „Bitte, suche nicht nach mir." Er hat sich seitdem nicht mehr gemeldet. Was half es, daß Anne sich in ihrer Not an einen bekannten Londoner Anwalt wandte. Er konnte und kann ihr nicht helfen. Er konnte ihr nur sagen, daß sie die Ehe nicht wieder aufnehmen dürfe und daß sie beim Gericht beantragen müsse, daß die Ehe für nichtig erklärt würde. „Was soll aus den Kindern werden!", fragt Anne verzweifelt.

Er ahnte nichts *von dem teuflichen Spiel, das der Zufall mit ihm getrieben hatte, als Geoff Hughes sich mit seinem ältesten Sohn Robert fotografieren ließ. Erst nachdem der zweite Sohn Michael (links auf dem Arm von Anne) geboren worden war, erfuhr Geoff, daß er mit seiner Schwester verheiratet war. Er trennte sich sofort von ihr*



„Ich weiß nicht, was ich beginnen soll", *sagt Anne Hughes, die sich plötzlich von ihrem Mann trennen mußte, weil sie beide die gleichen Eltern hatten. Als Kleinkinder waren sie Waisen geworden und wurden getrennt. Als Erwachsene trafen sie sich wieder und lernten sich lieben, ohne zu ahnen, welchen grausamen Streich das Schicksal sich mit ihnen erlaubte. Anne war adoptiert worden und hatte dadurch einen anderen Namen erhalten, so daß erst nach dreijähriger Ehe ein Zufall sie sich als Bruder und Schwester entdecken ließ. „Meine Kinder sollen es nie erfahren", schwor Anne*

TEIL III DES BILDBERICHTS
VON HENRI CARTIER-BRESSON

MENSCHEN IN MOSKAU

NÄCHSTE SEITE

Die große Moskauer Sportparade

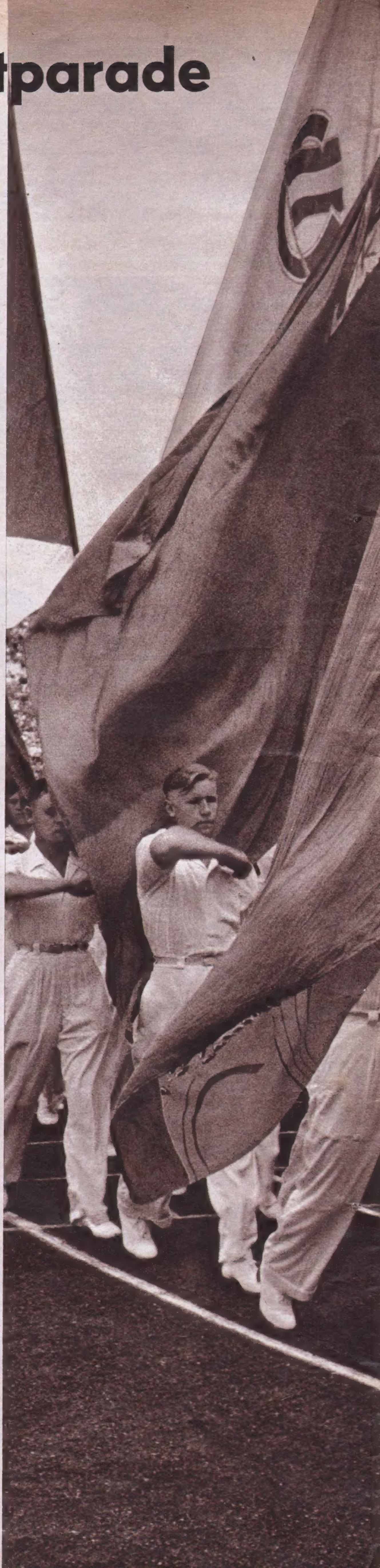
Als der Krefelder Eislaufverein in Moskau spielte, waren 50 000 Zuschauer im nächtlichen Eisstadion anwesend. Höchstens ein Fünftel davon bringt man bei uns zum gleichen Zweck auf die Beine. Das Leben in Sowjetrußland dient der Arbeit, die Arbeit dient dem Staat, der Sport wiederum dient dem Leben: Der Ring schließt sich. Sport ist trotzdem auch Vergnügen, nicht nur Schaustellung oder politische Demonstration. An der bunten Revue der „Sportparade" nehmen die Sportlergruppen auf dem grünen Rasen ebenso wie die weiß uniformierten Jugendgruppen auf der langen Tribüne vor dem Riesendoppelrelief von Stalin und Lenin teil. Die große alljährliche Sportparade im Moskauer Dynamo-Stadion ist der Höhepunkt des russischen Sportjahres. Aus allen Sowjetrepubliken kommen Trachten- und Sportlergruppen. Aufmärsche, Massenturnübungen, selbst Tanz und Balletteinlagen, Schauboxkämpfe, Musik und akrobatischer Pyramidenbau aus Hunderten von Menschenleibern bilden das Programm. Mit großen farbigen Tafeln, deren rote Vorderseite oder blaue Rückseite auf Befehl einheitlich hochgehoben wird, beteiligen sich die uniformierten Tribünenbesucher rhythmisch an den Vorführungen. Es ist ein farbenprächtiges Bild.



Das Wort „Peace" – *Friede – haben die 4000 Sportler mit ihren farbigen Tafeln geformt, die sie über ihre Köpfe halten. Die anderen bilden mit der weißen Rückseite der Tafeln den neutralen Grund für das Wort. Plötzlicher rauschender Wechsel der Tafeln auf dem Feld, und in immer wieder neuen Sprachen leuchtet das Wort „Friede" aus der Menschenkulisse des Moskauer Dynamo-Stadions auf. Neben der Tribüne mit dem Riesenrelief von Stalin und Lenin sieht man die hohen Masten der Beleuchtungsanlage für Nachtspiele und Nachtvorführungen*



Lachende Gesichter *gibt es auf den Kurventribünen der normalen Zuschauer, wenn nach dem Einzug des über 200 Mann starken Musikkorps die Motorradfahrer ihre Ehrenrunden knattern mit Mädchen im Turndreß, die auf Lenkstange und Sozius Handstand und allerhand andere akrobatische Übungen machen. Die Fahnenträger der ukrainischen Sportverbände mit dem Ährenwappen auf ihren Fahnen bekommen Sonderbeifall. Die Riesenlautsprecher dröhnen: „Pioniere! Für die Sicherheit der Heimat seid bereit!" Die Marschierer antworten im Chor: „Allzeit bereit!"*

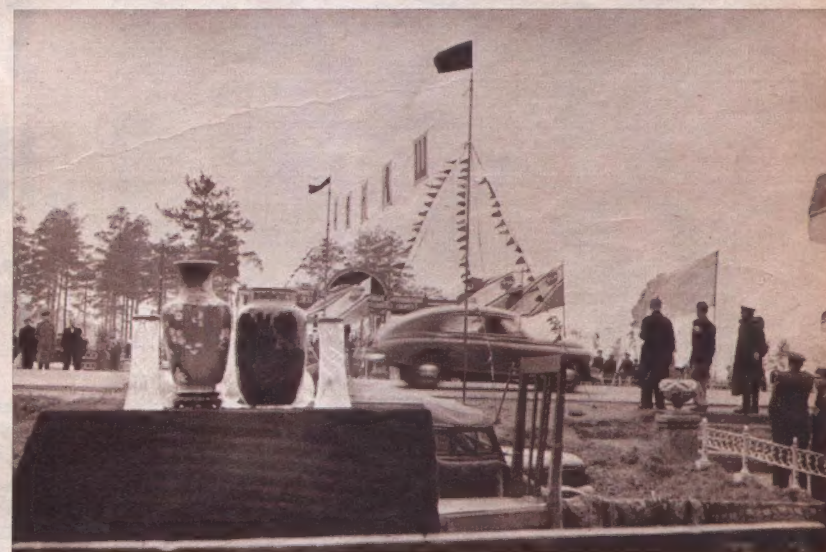




Betretene Gesichter *gab es immer dann, wenn beim Fußballspiel gegen Schweden das Moskauer Tor gelegentlich einmal in Gefahr geriet. Die Russen siegten. Sport ohne Lokalpatriotismus ist eben nirgends in der ganzen Welt möglich*



Hunderte von Fontänen *sprühen im Stadion plötzlich hoch, und unzählige „Junge Pioniere" rennen hurra, hurra rufend auf die Tribüne der Staatsregierung zu. Die Mädchen überschütten die Staatsmänner mit kleinen Blumensträußchen*



Mit gewöhnlichen PKWs *werden am Sonntagmorgen auf einer guten Autoringstraße Moskaus Autorennen abgehalten. Jeder darf teilnehmen. Dem Sieger winken auf dem Podium große chinesische Vasen und Kristallschalen als Preise*



Gewonnen *hat beim Autorennen ein Landarbeiter aus der Nähe von Moskau. Sein Bruder, der als Soldat in Moskau stationiert ist, hat ihn siegen sehen, und nun umarmt er Brüderchen begeistert. Das Rennen ging über 200 km und wurde mit „Pobjeda"- und „Moskowitsch"-Wagen aus den staatlichen Moskauer Autowerken gefahren*

NÄCHSTE SEITE

Mit weißen Paradeboxhandschuhen *marschieren die jungen Mannschaften vom Boxklub Moskau zu den Klängen der „Fiskultura"-Hymne untergehakt in das Stadion ein. Jede Stadt hat alljährlich ihre große Sportparade. Moskau hat natürlich die größte. Die Schau ist dabei wichtiger als der Wettkampf. Nur in kurzen Schaukämpfen über wenige Runden treten die Boxer in sechzehn Ringen nebeneinander im Stadion an. Die Ringe werden durch Gurte gebildet, die vier Mann an den Ecken straffhalten. Um jeden Boxring hocken, sauber ausgerichtet, etwa 80 Mann, die auf ihren eigenen Kampf warten. Rasch lösen sich die Paare ab. Bei der Olympiade kamen die Russen fast überall in die Entscheidung und gewannen zwei silberne und vier bronzene Medaillen*



Sie singen: „Hurra, Hurra Fiskultura!"

wenn sie im Vollgefühl ihrer kraftstrotzenden Gesundheit armeschwingend ins Stadion einziehen. Es ist der Anfang der offiziellen Sporthymne. Hundertmal ertönen die Worte und die Melodie an einem solchen hohen Sportfeiertag. „Fiskultura" bedeutet „physische Kultur" — Körperkultur — Leibesertüchtigung. Die Breitenarbeit im Sport wird in der UdSSR wichtig genommen, auch als vormilitärische Erziehung. Die Besten kämpfen sich hinauf bis in den Rang von Staatsamateuren. Aber auch hier macht sich das Startum schon breit, und die satirische Zeitschrift „Krokodil" kämpft gegen verwöhnte Torwarte und launenhafte Turndivas. Der Sportausschuß und die großen Moskauer Sportklubs, wie „Dynamo" und „Spartak", bekommen im Jahre rund 150 Millionen Rubel (105 Millionen DM) Zuschuß. In Ismailowo bei Moskau ist ein neues Stadion für 120 000 Menschen im Bau. Das Dynamo-Stadion für 45 000 Zuschauer ist zu klein geworden.

← **Badehöschen** *müssen die Blöße der griechisch-idealen Jünglingsgestalt an der Fassade einer Metrostation decken. Ganz so naiv und gesund ist man auch hier nicht, aber die Regierenden wachen ebenso über die moralische Gesundheit der Staatsbürger wie über ihre körperliche Ertüchtigung*

Eine Muskelparade *besonderer Art boten die Mitglieder des Moskauer Athletikklubs, als sie mit schwingenden Armen ins Stadion einzogen: Fiskultura in Reinkultur. Für den westeuropäischen Betrachter, der zu Besuch in Moskau weilt, hat so viel kraftstrotzende Gesundheit fast etwas Bestürzendes* →







Im Sonntagsstaat *gehen die Moskauer zur großen Sportparade. Chinesische Sonnenschirme sind zur Zeit die große Mode der Moskauer Damenwelt. Unten auf dem Rasen zeigt als Einlage zwischen den Sportdarbietungen eine Akrobatin die Hohe Schule der Gelenkigkeit*



Gewettet *wird auf den Pferderennplätzen rings um Moskau genau wie überall in der westlichen Welt. Man hat als Rußlandbesucher aber den Eindruck, daß nicht die Krone der Sowjetmenschheit hier zu finden ist. Die wenigen Totalisatorschalter bieten fast nur Zehn-Rubel-Wetten an*

Moskau auf Urlaub - Wo der Pyjama große Mode ist

So entdeckte der Pilot eines Hubschraubers *die Trümmer der vermißten Maschine. Tief eingegraben in den Schnee ragt das Schwanzstück heraus, am Hang des 1500 m hohen Monte Cerella, der zur Terminillo-Gruppe im Appenin gehört. Erst einen Tag später konnten Rettungskolonnen die Stelle erreichen. Sie machten die Entdeckung, daß Unbekannte die 29 Toten ausgeplündert hatten*



Das Fahrgestell *der Unglücksmaschine. Es gibt keine Zeugen der Katastrophe. Vielleicht wird man nie erfahren, wodurch das Flugzeug von seinem Kurs abgekommen ist* FOTOS: UP, INP

Sturz in die weiße Hölle

Acht Tage hat Italien nach den 21 Passagieren und den 8 Besatzungsmitgliedern der Kursmaschine von Brüssel nach Rom gesucht, die seit dem 13. Februar, 19 Uhr 51, verschollen war. Die gespenstischen Gerüchte über eine mögliche Entführung des Flugzeuges wurden plötzlich zunichte, als ein Hubschrauber die Trümmer unterhalb der Terminillo-Gruppe entdeckte. Die gestrichelte Linie auf der Karte rechts zeigt die befohlene Route, die andere Linie deutet den vermutlichen Kurs an, den die viermotorige DC 6 geflogen ist. In der wahren Geschichte auf Seite 36 erzählen wir von der jungen Römerin Marcella Mariani, die mit in der Todesmaschine saß.



Irrlicht i

Für zehn D-Mark pro Tag erleuchtet

In ihren Träumen hörte Charlotte Walinski-Heller Mitte 1953 eine Stimme aus dem fernen Himalaja. Der Yogi Sri Swami Sivananda Saraswati rief die aus Elbing gebürtige Mittvierzigerin nach Indien. Sie fuhr und kam fünf Monate später als Yoga-Meisterschülerin wieder. In Lindau am Bodensee begründete sie einen Ashram, auf deutsch eine Klosterstätte des Yoga-Kultes. Ein Schweizer Professor Dr. med. Schunke v. Manstedt half ihr dabei. Charlotte nannte sich Swami Sivananda Sarada und erleuchtete ihre Gläubigen durch verstiegene Verse. Der Professor mixte, angeblich mit Zusätzen aus gemahlenen Edelsteinen, Salben und Tropfen, um das Innere der Menschen zu erhellen. Das Geschäft ging gut. Pro Tag nahm man im Ashram zu Lindau von jedem Kurgast 10,— DM. Die Schunke-Medizin wurde dort als „Ashramgold" und „Ashramsilber" in Kurpackungen zu 60,— DM verkauft. Wer's kauft und Charlottes Phantastereien glaubt, hat selber schuld. „Strafrechtlich sind die Leute in Lindau nicht zu belangen", sagt die Kripo. Nur dem angeblichen Professor Dr. Schunke v. Manstedt konnte sie bisher das Handwerk legen; denn sein Adel und seine beiden Titel erwiesen sich als frei erfunden.



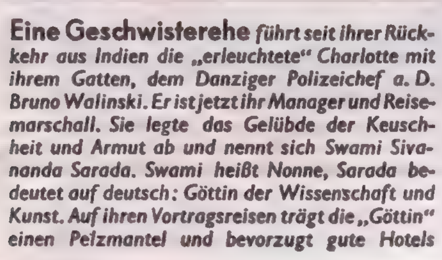
Ein echter Inder, *Botschaftsrat Ray aus Bonn, kam zur Eröffnung der Yoga-Kultstätte nach Lindau. Er sitzt hier rechts von dem falschen Professor Schunke und der Yoga-Künderin Charlotte Walinski. Ray spricht nicht deutsch, er verstand die Fabeleien seiner Vor- und Nachredner nicht*



n Lindau

Charlotte Walinski ihre Yoga-Jünger





Eine Geschwisterehe *führt seit ihrer Rückkehr aus Indien die „erleuchtete" Charlotte mit ihrem Gatten, dem Danziger Polizeichef a. D. Bruno Walinski. Er ist jetzt ihr Manager und Reisemarschall. Sie legte das Gelübde der Keuschheit und Armut ab und nennt sich Swami Sivananda Sarada. Swami heißt Nonne, Sarada bedeutet auf deutsch: Göttin der Wissenschaft und Kunst. Auf ihren Vortragsreisen trägt die „Göttin" einen Pelzmantel und bevorzugt gute Hotels*



Enttäuscht *sind Edmund und Inge Seifert. Sie trennten sich von Charlotte, weil sie „mehr an Geldgeschäften interessiert ist". Ihre Erinnerung bleibt dieser indische Rosenkranz aus Sandelholz. Den medizinischen Plunder des falschen Professors Dr. med. Schunke v. Manstedt hat die Kripo in der Felsburg beschlagnahmt. Leider wurde der Salbenmixer nicht selber gefunden. Er sitzt in sicherer Ferne im Schweizer Kurpfuscherdorado Appenzell und betreibt dort ein „Institut zur Aufhellung des Wesens"* FOTOS: ÜBERALL



Armleuchter der Seele *nennen Skeptiker den Leuchter, den Charlotte überall mitführt. „Aufstehen" flüstert eine leise Stimme, sobald die Yoga-Meisterschülerin im Saal erscheint. Sie schreitet in einem operettenhaft-indischen Gewand mit ockerfarbenem Schal einher. An ihrem Altarpult schließt sie verzückt die Augen und verkündet gelassen: „Kritik ist negativ. Das Menschengetier hat zu folgen"*

← **Der Saal war voll** *in St. Gallen, als Charlotte kam. Leider. So groß ist die Sehnsucht nach goldenen Zeiten. Und so gläubig sind noch immer die Menschen. Charlotte verkündet Frieden und Seligkeit für die kommende Wassermannepoche allen, die der Zukunft mit Heiterkeit und mit Ashramgold und -silber entgegengehen. Die Felsburg hat sie nach ihrem eigenen Yoga-Namen „Sivananda-Sarada-Ashram" getauft. So hat, im Fall eines Falles, der Orden ihres Meisters im Himalaja keinen Anspruch auf das Gebäude*

Ashram der Lichtführung *wird jetzt die Felsburg in Lindau genannt. Ashram bedeutet Klosterstätte. Für eine D-Mark wird Zutritt gewährt. Für 10 DM Pensionspreis und Kurpackungen zu 20 bis 60 DM werden die Seelen von der 54jährigen Charlotte „erleuchtet". Meist durch Phrasen und alberne Verse. Auf den Prospekten vergleicht sie ihre Felsburg am Bodensee gern mit einem Leuchtturm und sie bittet ihre Anhänger in einem Gedicht „Hilf mit, daß wir nicht vor der Zeit abblenden müssen, weil uns die Mittel fehlen"* →





Chef Rabe: „Führerschein bringt Provision. Der Purschka tat mir leid, aber was sollte ich tun?"



Dezernent Koch in Rotenburg: „. . . wurde zuständigkeitshalber nach Stade weitergereicht."

Mut vor Schaltern!

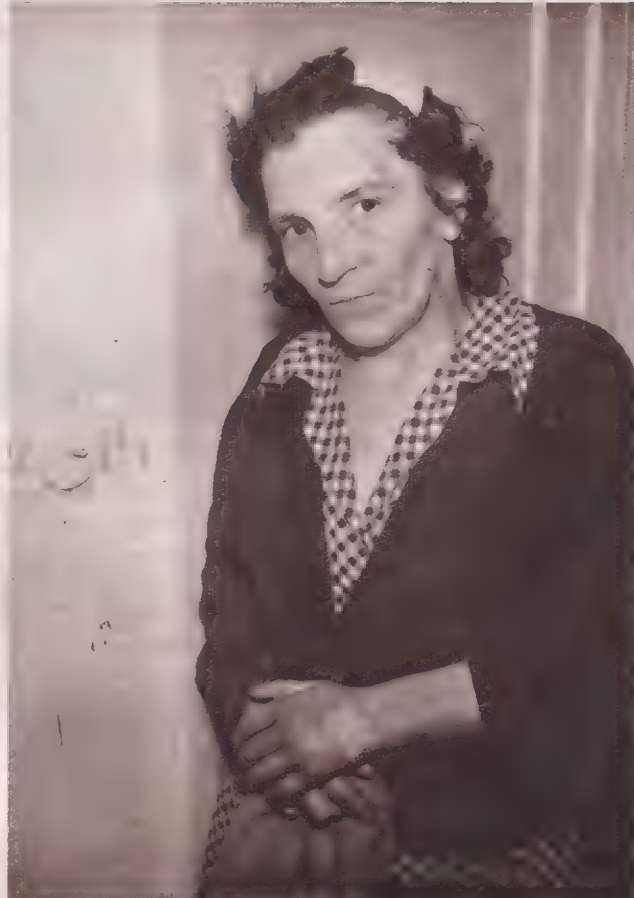
Wider die Schlamperei der Ämter und Behörden

Für den Handelsvertreter Arthur Ritter von Purschka war der Besitz eines Führerscheins eine Existenzfrage. „Wenn Sie den Lieferwagen selbst fahren", entschied sein Chef, „zahle ich Ihnen höhere Provision." Herr von Purschka hat die Fahrprüfung 1927 in Wien abgelegt. Sein Pech, daß der österreichische Führerschein in Deutschland nicht anerkannt wird. Er mußte also umgeschrieben werden. Der Antrag auf Umschreibung ging am 5. Juni 1950 beim Kreisamt Rotenburg (Niedersachsen) ein. Für die Behörde schien der Fall damit erledigt zu sein. Für Herrn von Purschka indessen ganz und gar nicht. Jeder Tag ohne Führerschein bedeutete für ihn weniger Verdienst. Er fragte nach. Beim Kreisamt. Beim Regierungspräsidenten in Stade. Beim Verkehrsministerium in Hannover. Am 3. Juli, am 11. August, am 28. September, am 6. November 1950. Zwar wurde dem Antrag schließlich am 2. März 1951 stattgegeben, und der Führerschein umgeschrieben, aber dem Herrn von Purschka war, wie man gut verstehen kann, in diesen zehn Monaten der Kragen geplatzt. Er verklagte das Land Niedersachsen auf Schadenersatz für die verlorengegangene Provision. Das Landgericht in Stade gab dem Staatsbürger von Purschka recht und verurteilte den Staat zum Zahlen. Der Staat aber wollte nicht zahlen und brachte den Fall vor das Oberlandesgericht in Celle. Dort wurde das Urteil bestätigt, doch der Staat wollte noch immer nicht zahlen. Er stellte sich auf den Standpunkt, der „Staatsbürger habe kein Recht darauf, daß eine Behörde seinen Antrag sofort bearbeite". So kam der Fall also vor die oberste Instanz, vor den Bundesgerichtshof in Karlsruhe, und dort wurde das bemerkenswerte Urteil gesprochen: „Es zeugt von einer völligen Verkennung der Pflicht einer Behörde, wenn die Beamten bei Bearbeitung einer Eingabe die Ansicht vertreten, sie brauchten einen Antrag nicht innerhalb einer angemessenen Frist zu bescheiden." — Niedersachsen muß 1273 DM bezahlen. Dem Ritter von Purschka aber sollte man ein Denkmal setzen. Für die Courage, sich vom Staat keine Schlamperei bieten zu lassen.



Staatsbürger v. Purschka: Ich habe schließlich Anspruch auf einen Entscheid – so oder so FOTOS: Kallmorgen







Der Stuhl, auf dem die Frieda saß

Daß die Liebe eine Himmelsmacht ist, hat jetzt Wölfchen bewiesen, ein braver Berliner Bubi. Im zarten Alter von siebenzehn war Wölfchen, als er vor drei Jahren die vierzigjährige Frieda zum Weibe nahm. Frieda brachte als Mitgift ein Sparkassenbuch mit 110 DM Einlage und zwei Söhne von dreizehn und siebenzehn in die Ehe. Die Kinderchen sagten „Papa" zum zweiten Mann ihrer Mama, während sich Wölfchen der liebevollen Anrede „Mutti" im Umgang mit seiner Gattin befleißigte. Heute weiß Wölfchen nicht mehr genau, was ihn neulich nachts bewog, zum Taschenmesser zu greifen, während Frieda neben ihm schnarchte. Er stach mehrmals auf sie ein, nahm das Sparkassenbuch und haute ab. Blutend an Kopf und Hand wurde Frieda dem Krankenhause zugeführt. Der Brief, den sie anderentags von ihrem Wölfchen erhielt, hieß so: „Liebe Mutti, bitte, bitte nicht schimpfen, ich will es nicht wieder tun." So ein Racker ist das Wölfchen! Unbedingt neben Friedas leerem Stuhl wollte er fotografiert werden, als die Kripo ihn mitnahm FOTOS: Bogeslawski

Das Jahrhundert der Chirurgen

Nach den Papieren seines Großvaters, des Chirurgen H. St. Hartmann, bearbeitet und mit einem Vorwort eingeleitet von Jürgen Thorwald

Mein Großvater, der Chirurg Henry Steven Hartmann, M. D., war der letzte meiner Familie, der sich eines solchen Vermögens erfreute, daß er sein Leben damit verbringen konnte, nur seinen Liebhabereien zu folgen.

Seine Liebhaberei war die Medizin, denn er stammte aus einer Familie von Medizinmännern, deren Urvater, John William Hartmann, 1750 als deutscher Schulmeister nach Nordamerika eingewandert war. Dieser war von seinen Miteinwanderern indessen weniger als Schulmeister, denn als Doktor mißbraucht worden. Er hatte keine Ahnung von Medizin. Doch John Winthrop, Gründer des Puritanismus und Gouverneur von Massachusetts, hatte sich in England eine Gebrauchsanweisung für Krankheitsfälle schreiben lassen. Sie kannte neun Krankheiten und zwei Mittel, die gegen alle Krankheiten halfen: erstens Staffords „schwarzes Pulver" und zweitens „John Gerrits Herbal". Dazu kam in jedem einzelnen Falle „Gottes Hilfe". John William lieh sich besagte Gebrauchsanweisung aus.

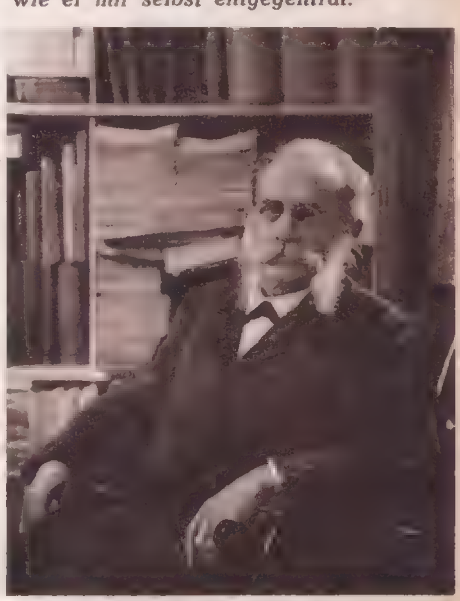
Das war der Beginn der medizinischen Tradition meiner Familie. John William schickte seinen Sohn William Burt zu einem richtigen Doktor in die Lehre, wo dieser sich zum Spezialisten im Spalten von Darmfisteln entwickelte und damit später in New York ein schönes Stück Geld machte. Er erfand noch „Hartmanns königliches Klistier", das nicht nur Fisteln und Hämorrhoiden garantiert verhinderte, sondern vor allem auch langes Leben und jugendliche Kraft verhieß. Sofern es erfolgreich sein sollte, durfte es allerdings nur zum Preise von 5 bis 20 Dollar von William Burt persönlich angewendet werden. Wie um die verjüngende Wirkung seines „königlichen Klistiers" zu beweisen, wurde William Burt als 60jähriger noch Vater von Zwillingen, zwei Söhnen. Es stand von vornherein fest, daß die beiden beruflich in die Fußstapfen des Vaters zu treten hätten. Dabei stellte sich heraus, daß mein Großvater Henry Steven die medizinischen Interessen, sein Bruder James Richard mehr des Vaters Leidenschaft und Begabung für den Gelderwerb geerbt hatte. James Richard riß nach sechs Monaten aus der Lehre aus und kehrte fünf Jahre später mit den ersten hunderttausend Dollar heim. In dem Krieg zwischen den Nord- und Südstaaten scheffelte er mit höchst „unpatriotischen" Stahl- und Waffenlieferungen nach dem Süden acht Millionen Dollar. Als er 1875 vom Pferde fiel und unbeweibt starb, hinterlies er meinem Großvater zwölf Millionen Dollar.

Mag sein, daß das Leben meines Großvaters Henry Steven Hartmann anders verlaufen wäre, wenn er nicht als Achtzehnjähriger zum Zeugen eines Vorganges geworden wäre, der mehr für die Entwicklung der Medizin und der Chirurgie bedeutete, als alle Ereignisse und Erfahrungen aller vorangegangenen Jahrtausende zusammengenommen. Am 16. Oktober 1846 erlebte er als Medizinschüler von Havard im Massachusetts General Hospital in Boston die erste Operationsnarkose am Menschen, so wie sie William Morton an einem Patienten des damals berühmten amerikanischen Chirurgen John Collins Warren ausführte.

Obwohl mein Großvater selbst noch die Chirurgie fünf Jahre lang praktisch ausübte, erweckte jener historische Augenblick in ihm das lebendige und leidenschaftliche Gefühl für Geschichte, das seine Mutter in ihn hineingelegt hatte.

Im Jahre 1857 schloß er seine Praxis und ging auf Reisen. Sein Leben wurde von diesem Zeitpunkt an eine einzige Weltreise auf den Spuren der unerhörten Fortschritte der Chirurgie. Reich und unabhängig, jahrzehntelang nur durch die mangelhaften Verkehrsmöglichkeiten behindert, bereiste er Amerika und England, Frankreich und Deutschland, Italien und Rußland, Indien, Spanien und die Schweiz. Er besuchte alle Großen, deren Namen aus der Geschichte des großen Jahrhunderts der Chirurgie herausragten. Er führte ein Tagebuch, das zum farbigsten Bild der großen Zeit der Chirurgie, ihrer Helden ebenso wie ihrer Opfer, ihrer Erfolge wie ihrer Niederlagen wurde. Als er im Jahre 1920, nachdem er im Laufe seines Lebens fünf schwere Operationen an sich selbst überstanden und seine Erlebnisse dabei sorgfältig aufgezeichnet hatte, in Lausanne als Zweiundneunzigjähriger an einer Herzschwäche starb, hatte er als weltreisender Historiker der Medizin beinahe buchstäblich das große Jahrhundert, auf dem unsere Gegenwart aufbaut, erlebt und in seinen Papieren festgehalten. Er hatte nie an eine Veröffentlichung der Ergebnisse seiner Studien gedacht. Er vermachte sie in einem Testament demjenigen seiner Nachkommen, der, wie er, einmal die Leidenschaft für die Medizin mit dem brennenden Interesse an ihrer Geschichte verbinden werde.

Vierzehn Jahre nach seinem Tode begann ich mit dem Studium der Medizin, wandte mich dann der Geschichte und später dem Journalismus zu, welch letzteres zwar manchen Historiker von echt deutschem Geblüt schokieren könnte, sicherlich aber nicht Henry Steven Hartmann, dessen literarischer Erbe ich wurde. Ich erhielt meines Großvaters Tagebuch fünf Jahre nach dem zweiten Weltkrieg. Seither habe ich diese Papiere und die ungeheure Sammlung historischen Materials studiert, die zu ihnen gehört. Ich habe weniges geschrieben und ergänzt. Der Zauber des Unmittelbaren und der Zauber eines Mannes, der nicht nur Arzt und Historiker aus Leidenschaft, sondern auch Erzähler und Berichterstatter im modernsten Sinne war, blieb so erhalten, wie er mir selbst entgegentrat.



Henry Steven Hartmann, *M. D., (1828—1920), dessen Aufzeichnungen und Briefe sein Enkel, unser Autor Jürgen Thorwald, zu unserem dramatischen Bericht über die Pioniertaten der Chirurgie bearbeitete*



Jürgen Thorwalds großer historischer Bericht über die Pioniertaten der Chirurgie beginnt mit der dramatischen Schilderung der ersten Unterleibsoperation am Weihnachtstag des Jahres 1809 in Kentucky

Am 13. Dezember des Jahres 1809 fiel in Kentucky ungewöhnlich viel Schnee. Er fiel ununterbrochen, und der Sturm häufte ihn zu Hügeln und Bergen. Als Dr. Ephraim McDowell den Waldrand erreichte und die verschneiten Blockhäuser der Siedlung Motleys Glen vor sich sah, waren er und sein Pferd mit Eis überkrustet, und sein mageres Gesicht schimmerte blau vor Frost.

McDowell war in einem Gewaltritt von Danville herübergekommen. Zwischen Danville und der Siedlung lagen sechzig Meilen tiefer Wildnis. Nur gelegentlich säumten einige Blockhäuser den Weg. Doch McDowell war ein Kind dieses Landes. Seinen Großvater hatten die Indianer erschlagen, als sein Vater sieben Jahre alt war. Und er selbst war in Blockhäusern groß geworden, aus denen man morgens zunächst nach Indianern Ausschau hielt, bevor die Riegel der Tür geöffnet wurden. Die Männer und Frauen, die in diesen Pionierzeiten Nordamerikas in den Wäldern von Kentucky siedelten, waren hart wie die Bäume, die sie fällten, um Platz für Weizen und Tabak zu schaffen. New York und Boston, Washington und Louisville und die sogenannte Zivilisation kannten sie nur vom Hörensagen. Sie mußten auf den Tod erkranken, bevor sie überhaupt nach einem Doktor schickten. Der Doktor aber mußte so hart sein wie sie selbst, wenn er ihnen dienen wollte.

Während McDowell noch umhersah, um herauszufinden, in welcher der roh gebauten Hütten Tom Crawford wohnen könne, wurde die Tür eines der größeren Blockhäuser aufgestoßen. Ein warmer Brodem quoll heraus und bildete eine Wolke in der frostklaren Luft. Darin erschien ein bärtiger Mann — eine breite Gestalt im bunten Baumwollhemd —, ein gegerbtes, dunkles Gesicht mit unruhig flackernden Augen. Gleichzeitig begannen zahlreiche Hunde ein wütendes Gekläff. Auch in den übrigen Hütten wurden Türen geöffnet, und Männer und Frauen drängten aufgeregt ins Freie. Da sie vor der Hütte des Bärtigen zusammenliefen, schloß McDowell, daß dieser Bärtige Tom Crawford sei. Er ritt also hinüber und stieg lang, mager und steifbeinig vom Pferd.

„Crawford?", sagte er, zu dem Bärtigen gewandt, „Sie haben nach mir geschickt?"

„Sie liegt drinnen", sagte Crawford, mehr nicht. Er schob ein Rudel Kinder zur Seite, und McDowell trat gebückt durch die Tür. Er kannte den Geruch der Blockhäuser, gemischt mit Rauch und Schweiß und dem Dunst feuchter Kleider. Er schnupperte und blickte umher. Das offene Feuer und eine Talgkerze warfen ein kümmerliches Licht auf eine Frau, die in einer Ecke auf einer Holzpritsche lag. Die Frau war etwa fünfundvierzig Jahre alt. Ihr Gesicht wirkte hölzern — so hölzern wie die meisten Frauengesichter hier draußen. Sie waren vom Klima, von der harten Arbeit und vom Gebären Jahr für Jahr geformt. Aber dieses Gesicht war außerdem eingefallen und gelb. Aus der Nase kam ein stöhnendes Gerassel. Über dem Leib der Frau wölbte sich anscheinend ein riesiges Federbett.

Neben dem Lager hockte ein anderes weibliches Wesen, eine geduckte Gestalt mit dumpfem, grobem Gesicht. Sie wandte sich McDowell zu, als dieser, den gebeugten Kopf dicht unter der rußigen Balkendecke, auf das Lager zutrat.

„Tag Doc", knurrte sie heiser. Und nach einer Pause: „Ich bin die Hebamme. Ich habe gewiß alles gemacht mit ihr. Aber ich bring kein Baby aus ihr 'raus. Sie ist bestimmt im elften oder zwölften Monat. Sie wird immer dicker. Sie jammert wie in den Wehen und kriegt keine Luft. Aber ich bring's nicht raus. Es wird bloß schlimmer dabei . . ."

McDowell schwieg. Er stellte seine Tasche neben das Lager, zog die Handschuhe und den Überrock aus und trat in die Nähe des Feuers. Dort rieb er seine Hände warm.

„Macht, daß ihr hinauskommt", sagte er zu dem Volk, das sich hinter ihm in die Hütte drängte. Dann setzte er sich auf den Rand des Bettes.

Er schlug die Decke zurück. Es war nur eine alte graue Wolldecke, und das, was den Eindruck eines mächtigen Federbettes hervorgerufen hatte, war nichts anderes als der entsetzlich aufgeschwollene, unnatürlich nach einer Seite verlagerte Leib, der sich darunter verbarg.

McDowell legte vorsichtig seine Hände auf die straff gespannte Haut und ließ sie hin und hergleiten. Im Gesicht der Kranken bewegte sich noch nichts. McDowell beobachtete blaue und grüne Flecke auf den trommelartigen Bauchdecken. Er schenkte der Hebamme und ihren roten Fäusten einen flüchtigen Blick. Wahrhaftig, dachte er, sie hat alles mit ihr versucht. Sie hat ihr den Bauch geknetet. Vielleicht sogar einen Strick darum herumgelegt und ihn mit einer Spindel zusammengezogen — also alles, was man in den Wäldern gelegentlich unternahm, wenn eine Geburt nicht so fortschritt, wie sie sollte. Ihn schauderte. Er drückte mehrere Male fest zu, so daß die Zähne der Kranken zum ersten Male aufeinanderknirschten. Seine schlanke Rechte untersuchte vorsichtig und behutsam vaginal. Er ließ sich Zeit. Erst nach einer langen Frist hob er — wie die Überlieferung sagt — beinahe zögernd den Kopf. Sein Gesicht wirkte schmal und grau. Er richtete sich auf und zog die Decke über den aufgetürmten Leib. McDowell sah prüfend in Crawfords Gesicht, biß sich auf die Lippen und schwieg. Es war ein quälendes Schweigen.

„Crawford", sagte er endlich, „ein Baby ist das nicht . . ."

Sein mageres Gesicht sah finster aus. Er erweckte den Eindruck, als fühlte er auf seinen Schultern die Last einer überraschenden, ungeheuren Entdeckung.

„Was dann?", fragte die Hebamme an Crawfords Stelle.

Das Talglicht flackerte und stank.

McDowell sagte: „Ich denke, 'ne Geschwulst."

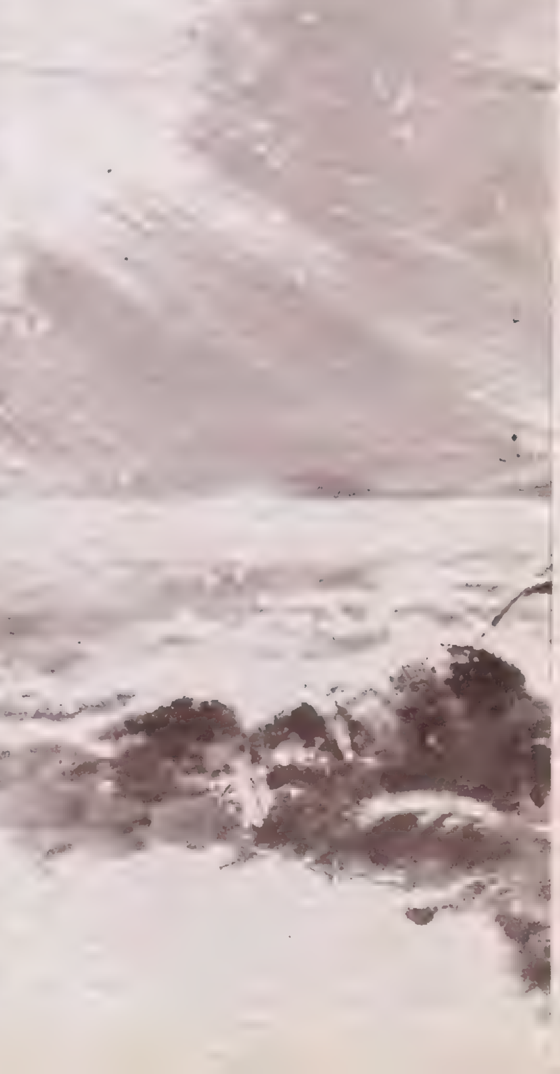
Crawford strich unruhig mit den haarigen Händen über seine schwitzende Stirn. „Doc", sagte er mit kaum unterdrückter, dumpfer Angst, „werden Sie sie in Ordnung bringen?"

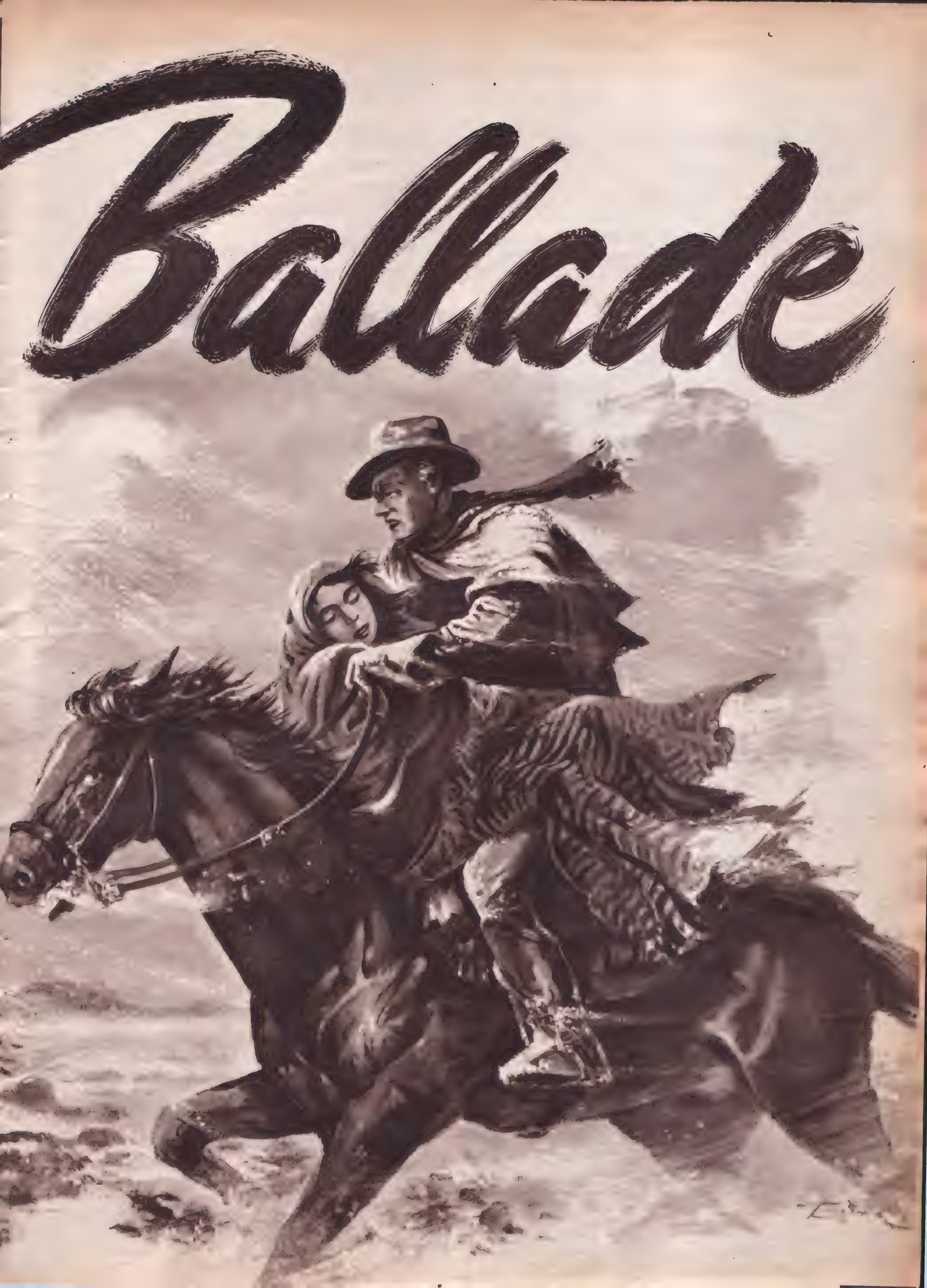
McDowell blickte zu dem winzigen Fenster hinüber. Draußen sah man die Neugierigen, Männer und Frauen, zusammengedrängt im Schnee stehen. Sie warteten wie eine Mauer.

„Crawford", sagte McDowell, „lassen Sie beide mich eine Weile mit Mrs. Crawford alleine . . ."

Crawfords dumpfer Blick richtete sich mißtrauisch auf die Instrumententasche. Aber

(FORTSETZUNG AUF SEITE 18)




Ballade

Auf Leben und Tod: Mungo gegen Kobra



Der Mungo greift an. *Das nur einen halben Meter lange Raubtier hat sich von der Seite herangeschlichen. Die Kobra richtet sich auf, jede Sekunde bereit, dem Ansprung des Feindes durch eine blitzschnelle Bewegung zu begegnen und ihm den tödlichen Biß beizubringen*

„Ratte der Pharaonen" nannten die alten Ägypter jenes wieselflinke kleine Raubtier, von dem die Fabel berichtet, daß es in den Rachen schlafender Krokodile krieche und dann ihr Herz zerfleische. Tatsache aber ist, daß der asiatische Bruder dieses Tieres, der Mungo, selbst den Kampf mit großen Giftschlangen aufnimmt. Es ist ein Kampf auf Leben und Tod, denn ein einziger Biß der Schlange kann den Angreifer töten. Nur seine Behendigkeit läßt den Mungo meist als Sieger hervorgehen. Unsere Fotos schildern den Kampf zwischen den Todfeinden.



Mit einem gewaltigen Sprung *schnellt der Mungo empor. Er stößt einen durchdringenden Schrei aus. Aber im gleichen Augenblick hat sich auch die Kobra aufgerichtet. Doch der Angreifer ist schneller. Es ist ihm gelungen, den Kopf seines Gegners zu fassen (unten). Der Mungo ist Sieger*



(FORTSETZUNG VON SEITE 16)

dann stampfte er folgsam hinaus, und die Hebamme folgte ihm.

McDowell war mit Jane Crawford allein. Es war still bis auf das sonderbar quälende Geräusch, das aus der Nase der Kranken drang und Schmerz und Atemnot zugleich verriet. Und McDowell dachte: Eine Eierstockgeschwulst. Kein Zweifel: Eine Eierstockgeschwulst. Eine schon weit entwickelte Eierstockgeschwulst, die ihr den Magen und die Eingeweide verlegt und das Herz zusammenpreßt.

McDowell hat später nur wenig verraten über die Gedanken, die ihn in diesen Minuten peinigten und bedrängten. Und die anderen Zeugen, mit Ausnahme der kranken Jane Crawford, haben der Nachwelt noch weniger über die inneren Kämpfe hinterlassen, welche McDowell von diesem Augenblick an in sich ausfocht, um zu dem Entschluß zu gelangen, der ihn zu einem der bedeutendsten Pioniere in der Geschichte der Chirurgie machen sollte. Aber wer noch die Zeit vor der Entdeckung der Schmerzbetäubung und der Asepsis mit ihrer panischen Angst vor jedem Eingriff in die Leibeshöhle des Menschen erlebt hat, vermag sich leicht ein zutreffendes Bild jener inneren Kämpfe zu formen.

McDowell war ein Kind seiner Zeit, beinahe ein halbes Jahrhundert vor der Entdeckung der Narkose und dreiviertel Jahrhundert vor der Entdeckung der Mittel und Wege, die zum ersten Male das zuvor meist tödliche Eiterfieber der Verwundeten und Operierten bannten. Er hatte zweifellos mehr Kenntnisse, als zahlreiche andere Ärzte des ärztearmen, von Quacksalbern und Laiendoktoren beherrschten Landes. Wie sie — und wie später noch ich — hatte er seine Arbeit als Lehrling eines praktischen Arztes begonnen. Er hatte jedoch das Glück gehabt, daß Dr. Humphreys in Staunton, sein Lehrer, ein Mann voller Forscherdrang gewesen war, der mit seinen Lehrlingen — was in jenen Tagen durchaus nicht die Norm bedeutete — sogar anatomische Forschungen trieb. Er war bekannt geworden durch einen Skandal um ein menschliches Gerippe, das man in einer Höhle bei Staunton gefunden und für die Überreste eines Ermordeten gehalten hatte. In Wirklichkeit handelte es sich um die Reste eines verstorbenen Negers, den Humphreys Lehrlinge heimlich seziert hatten. McDowell hatte vor allem den Vorzug genossen, von seinem Vater nach Edinburgh in Schottland geschickt zu werden, um dort die Medizin eingehender zu studieren, als es zu jener Zeit in Amerika möglich war.

Zwar hatte er Edinburgh wegen drohender Kriegsgefahr im Jahre 1794 verlassen, noch bevor er sein Doktordiplom erhielt. Doch hatte er immerhin zwei Jahre dort verbracht, und während meiner eigenen Aufenthalte in Edinburgh konnte ich leicht feststellen, daß er Professor Hamiltons damals weit verbreitete „Female Complaints" (Frauenkrankheiten) ausgeliehen und studiert und damit auch Hamiltons These kennengelernt hatte, wonach die Öffnung des menschlichen Bauchfells und die Berührung der menschlichen Eingeweide mit kalter Luft Entzündung hervorriefen, tödlich endeten und somit Geschwülste der weiblichen Ovarien „der Natur überlassen werden" müßten.

McDowell hatte ebenso an einem Kursus des berühmten Professor John Bell teilgenommen, in welchem Bell insbesondere die Eierstockgeschwülste und die Hoffnungslosigkeit dieser Erkrankung behandelte, sofern man sie „der Natur überließ". Seit Jahrtausenden, seit den Uranfängen des menschlichen Geschlechtes, waren ungezählte Frauen qualvoll und hoffnungslos gestorben, weil sich in ihrer Bauchhöhle der eine oder beide Eierstöcke zu bösartigen oder gutartigen Geschwülsten von zum Teil ungeheurem Ausmaß bis zu Gewichten von einhundert und mehr Pfund, entwickelten. Aufs äußerste abgemagert, mit bleichem, eingefallenem Gesicht, aber mächtig aufgetriebenem Leib hatten sie die in ihnen wachsende Last, hintenüber gebeugt, auf geschwollenen Beinen sozusagen durch die Jahrtausende geschleppt, bis sie jeweils vor Entkräftung zugrunde gingen. Hier und da hatte sich in den letzten Jahrhunderten eine verlorene Stimme erhoben, die erwog, die solcherart zum Tode Verurteilten durch Öffnung des Leibes und Entfernung des Geschwulst zu retten. Aber niemand hatte diesen Schnitt tatsächlich gewagt, weil die Geschichte der Kriegsverletzungen des Bauches bewiesen zu haben schien, daß die Öffnung des Leibes — ganz abgesehen vom oftmals tödlichen Schock des Schmerzes — zur ebenso tödlichen Bauchfellentzündung führte. John Bell, zu dessen Füßen der junge McDowell in Edinburgh saß, hatte keine andere Lehre als diejenige der Kapitulation der Chirurgen vor den Ovarialgeschwülsten zu verkünden gewußt und diese trostlose Hilflosigkeit auch in seinem Werk „Die Grundlagen der Chirurgie" verbreitet.

Wenn also Ephraim McDowell nun an jenem eisigen 13. Dezember in der Holzhütte in Motleys Glen am Bette Jane Crawfords saß, wenn sein Hirn alles zusammenraffte, was die Prominenten seiner Wissenschaft bis zu dieser Stunde auf der ganzen Erde lehrten, so bedeutete das Ergebnis eigentlich nichts anderes als Resignation und Verzweiflung. Sicher erinnerte Mc Dowell sich an Hamiltons Wort: „Niemals wird es gelingen, innere Geschwülste, gleich ob an der Gebärmutter, dem Magen, der Leber, der Galle, der Milz, den Därmen auszuschneiden. Hier hat Gott dem Chirurgen die Grenze gesetzt. Wer diese Grenzen überschreitet, handelt wie ein Mörder . . ."

„Doc", McDowell schreckte aus seinen Gedanken auf. Er hörte die Stimme der Kranken, die zum ersten Male von der Pritsche herüberklang. Er ahnte, daß ihr Blick sich schon die ganze Zeit an ihn geheftet hatte.

„Doc", wiederholte Jane Crawford, „schneiden Sie das Ding raus . . . Ich halt' 'ne Masse Schmerzen aus . . . !"

McDowell rührte sich nicht. „Nimm deine Tasche", hörte er statt dessen die ferne Stimme seiner Lehrer. „Schreib ein Rezept. Laß Jane Crawford in Gottes Namen so sterben, wie es ihr bestimmt ist, und sieh zu, daß du heim nach Danville kommst." Und er hörte die Stimmen weiter sagen: „Laß dich nicht von dem Gedanken verführen, daß sie ohnedies zum Tode verdammt sei, und daß der Versuch, sie durch das Messer zu retten, ihr im ungünstigsten Falle ja auch nur den Tod bringen kann. Das bedeutet gar nichts. Wenn sie dir unter dem Messer stirbt, kann jedes Gericht dich als ihren Mörder verdammen, weil wir, wir Autoritäten, bei einer solchen Operation den sicheren Tod vorausgesagt haben. Und selbst, wenn kein Gericht dich vor seine Schranken riefe, so würde die ärztliche Welt dich verdammen."

McDowell hörte ein Gemurmel unter den draußen Wartenden. Er zweifelte nicht: Sie würden weiter an ihn glauben, sie würden ihn weiter den „besten Chirurgen westlich der Alleghenies" nennen, wenn er tat, was die fernen Stimmen seiner Lehrer rieten, wenn er ein sinnloses Rezept verschrieb und Jane Crawford „der Natur überließ". Aber sie würden ihn Mörder schimpfen, wenn er um ihr Leben kämpfte und in diesem Kampf eine Niederlage erlitt.

„Doc", sagte die heisere Stimme in ihrer Ecke, „ich halte die Sache aus, ich halte sie ganz bestimmt aus."

McDowell bewegte sich immer noch nicht. Er wußte später nicht zu erklären, weshalb ihm gerade in diesem Augenblick jene anderen, verlorenen und überhörten Stimmen einzelner Chirurgen in den Sinn kamen, die da gepredigt hatten, es müsse doch möglich sein, die zum Tode Verdammten durch einen wagemutigen Schnitt gleich dem Kaiserschnitt zu retten. Auch John Hunter, der große Engländer, hatte zwar verkündigt, dieser Schnitt sei unmöglich. Aber hatte er nicht dennoch eines Tages geschrieben: „Man muß sich allerdings fragen, weshalb eine Frau die Entfernung der Eierstöcke nicht überstehen soll, so wie jedes Tier diese übersteht?"

„Doc", sagte die Frau, „ich habe fünf Kinder. Zum Sterben ist's für mich noch zu früh. Wenn Sie das Ding nicht rausschneiden, ist's aus mit mir. Ich halte das Schneiden aus, ich halte es sicher aus . . ."

McDowell bewegte sich zum erstenmal. Er setzte sich erneut neben das Lager. Er nahm Jane Crawfords Hand. „Sie sind eine tapfere Frau, Mrs. Crawford", sagte er. Dann schwieg er eine Weile. Er war bekannt dafür, daß er seine Kranken nicht belog. Er sagte ihnen die Wahrheit, mochten manche ihn auch roh nennen oder unbarmherzig. Er haßte die Lüge über Leben und Tod. „Ja", sagte er, „die Geschwulst in Ihrem Leib bringt Sie um, und ich weiß nur nicht, wie lange es dauern wird, bis sie mit Ihnen fertig ist. Es kann aber noch 'ne Weile dauern. Sogar 'ne ganze Weile . . ." Er sagte: „Wenn ich aber versuchen würde, die Geschwulst zu schneiden, dann müßten Sie am Schnitt sterben. So sagen alle Professoren der Chiurgie, die ich kenne, auch die berühmtesten und erfahrensten . . ."

McDowell blickte an der Kranken vorüber zur Wand. Aber er fühlte, daß ihr Blick unentwegt auf ihn gerichtet war.

„Doc", hörte er sie fragen, „und was sagen Sie?"

Er hatte geahnt, daß sie diese Frage stellen würde.

Er antwortete nicht.

„Versuchen Sie's, Doc", sagte die Frau. „Doc", sagte sie „wenn ich dabei sterbe, dann ist das mir so bestimmt, und es ist besser schnell zu sterben als so." Sie rang nach Atem und preßte ihre Lippen aufein-

(FORTSETZUNG AUF SEITE 20)



Das Naturkork-Mundstück der ASTOR schützt die erlesene Tabakmischung vor allen fremden Einwirkungen und erschließt auf diese Weise erst den reinen Rauchgenuß.

ASTOR

Eine Waldorf-Astoria Cigarette

IM KÖNIGSFORMAT MIT KORKMUNDSTÜCK

Die Raucherin der ASTOR empfindet das Mundstück aus Naturkork als eine besondere Annehmlichkeit, denn es nimmt kaum eine Spur ihres Lippenstiftes an.

WALDORF-ASTORIA * HAMBURG UND MÜNCHEN



Ein epochales Ereignis

in der Geschichte der Chirurgie, das in einem zeitgenössischen Gemälde festgehalten wurde, war die erste Operation einer Ovarialzyste durch Dr. Ephraim McDowell (ganz rechts) und dessen Assistenten James. Der Sheriff in der Mitte, den die erregte Menge ins Haus geschickt hat, erkennt: Die Frau lebt!

(FORTSETZUNG VON SEITE 18)

ander, weil der Schmerz sie durchzog, „ich werde allen sagen", sagte sie, „daß ich's gewollt habe, ich allein . . ."

McDowell erhob sich und schritt zwischen der Pritsche und dem blakenden Feuer hin und her. Er vernahm wieder das Gemurmel der Neugierigen, seiner künftigen Richter. Und er vernahm auch wieder die Stimmen seiner Lehrer. Aber da lag die Kranke vor ihm. Sie lag zum Greifen nah, den Tod neben sich, während die Stimmen seiner Lehrer nur wie aus unerreichbar weiter Ferne in die Wildnis drangen. Das zu Wasser zerschmelzende Eis tropfte von seinen Kleidern. Er bemerkte es nicht in seiner Versunkenheit.

„Mrs. Crawford", sagte er endlich heiser und gequält, „könnten Sie in diesem Zustande denn mit bis Danville reiten?"

Sie zögerte nicht. „Doc", antwortete sie, „ich reite mit Ihnen, wohin Sie wollen."

Noch einmal hörte McDowell die warnenden Stimmen aus der Ferne. Und es blieb dabei: Er würde niemals erklären können, was ihn in dieser entscheidenden Stunde im Innersten dazu trieb und lockte, diesen Stimmen sein Ohr zu verschließen und die Stimme derjenigen zu erhören, die nach dem Urteil der Großen zum Tode verurteilt vor ihm lag und nicht sterben wollte. Möglicherweise entsprangen seine Frage, ob Jane Crawford zu Pferde bis Danville kommen könne, und die Hoffnung, daß sie „Nein" antworten möge, dem Wunsch, einer Entscheidung zu entrinnen, die er in sich heranwachsen fühlte. Was aber diese Entscheidung selbst anbelangte — vielleicht wuchs sie in ihm heran, weil er in seiner Schlichtheit und Einsamkeit doch nicht ganz die Ungeheuerlichkeit einer Operation empfand, vor der die Berühmtesten erbebten, vor allem aber, weil die Welt, in der er und Jane Crawford lebten, keine Welt der Resignation, sondern eine Welt des täglichen Kampfes um das Leben war.

„Mrs. Crawford", sagte er, „zu Hause würde ich's vielleicht versuchen . . ."

Ihr hölzernes Gesicht lächelte zum ersten Male. Ihr Lächeln wirkte schief und verzerrt.

„Dann reit' ich mit Ihnen, Doc", sagte sie, „schicken Sie Pop rein zu mir und lassen Sie mich eine Weile mit ihm allein. Ich werd' ihm alles erklären und sagen, daß er für alle Fälle nicht auf mich warten soll, bloß auf den Gaul. Und dann . . .", sagte sie, „will ich die Kinder noch mal sehen . . ."

*

Niemals, bis ans Ende seines Lebens, konnte McDowell den Ritt vergessen, den er, Mrs. Crawford und hinterdrein die Hebamme in den Tagen zwischen dem 13. und 17. Dezember 1809 meisterten. Mrs. Crawfords unförmiger, in Decken gewickelter Körper war vorn auf dem Pferde festgebunden. Aber die Frau gab keinen Schmerzenslaut von sich, und sofern sie es tat, ging jeder Laut im Pfeifen der Stürme unter, die ihnen entgegenbrausten, sobald sie für eine Wegstrecke die schützenden Wälder verließen.

McDowell hatte während des Rittes immer wieder das Bild vor Augen, das sich ihm beim Abschied von der Siedlung geboten hatte. Er vergaß die ratlos und weinend dastehenden Kinder ebensowenig wie das düstere Gesicht Tom Crawfords, der nicht genau wußte, welchem Schauspiel er zusah: dem Auszug seiner Frau zur Rettung oder in den Tod. McDowell vergaß ebensowenig die Gesichter der Nachbarn, erfüllt mit mißtrauischer Unsicherheit gegenüber den zweifelhaften Dingen, die hier geschehen sollten.

Er wurde Morgen für Morgen erneut daran erinnert, wenn er mit seinen Begleiterinnen eine Blockhütte verließ, in welcher sie über Nacht Gastfreundschaft genossen hatten. Die Hebamme hatte im Laufe der Nacht die Neugier der Gastgeber befriedigt, und die Freundlichkeit von deren abendlichem Empfang verwandelte sich bis zum Morgen in den Verdacht, ob sie nicht einen Mann beherbergt hätten, der plötzlich dem Wahnsinn verfallen war und sein Opfer durch die Einöde zur Schlachtbank schleppte.

Am Abend des 16. oder 17. Dezember — die genaue Zahl wurde nicht überliefert — ritt die kleine Gruppe in Danville, jener 1787 gegründeten, mehr oder weniger zufälligen Ansammlung mehr oder weniger großer Holzhäuser, ein. McDowell bewohnte mit seiner Frau Sarah, seinem Neffen und damaligen Assistenten Dr. James McDowell sowie seinem Lehrling Charles eines der größten Häuser.

Es dunkelte bereits. Die Hauptstraße war leer, und so erfuhren die Einwohner Danvilles noch nichts von McDowells neuer Patientin und seinem verwegenen Plan.

Sarah McDowell trat mit einem Licht vor die Tür, als sich der Doktor erschöpft vom Pferde schwang. Sie hörte seine spärlichen Erklärungen und verstand, ohne viel zu fragen. Sie rief James, sie rief Charles. Dann hoben sie Jane Crawford vom Pferde. Sie brachten sie zu Bett und wiesen der Hebamme eine Kammer.

*

McDowell schlief nicht in dieser Nacht. Er saß neben der Öllampe über seinen anatomischen und chirurgischen Büchern und Zeitschriften und überlas noch einmal alles,



In diesem Hause *des Dr. McDowell in Danville in Kentucky fand am ersten Weihnachtsfeiertag des Jahres 1809 zum erstenmal auf der Welt die Operation einer Eierstockgeschwulst an der Farmersfrau Jane Crawford statt*

was dort bis in die jüngste Zeit hinein über die Ovarialgeschwülste und insbesondere über die Zysten geschrieben worden war. Er fand indessen keine Ermutigung. Lediglich die Königliche Akademie der Chirurgie in Paris hatte in jenen Jahren einen Bericht veröffentlicht, in dem noch einmal auf Männer wie Felix Plater in Basel und den 1674 verstorbenen Chirurgen Diemerbrock hingewiesen wurde, welche beide sehr früh eine operative Entfernung der Ovarialgeschwülste theoretisch bejaht hatten. McDowell jedoch verstand — soweit ich fünfzig Jahre später feststellen konnte — nicht französisch. Und es ist daher sicher, daß der Tenor aus der Lektüre in jener Nacht dem McDowell immer nur ein „Nein" und „Unmöglich" entgegenklang.

Gegen 6 Uhr morgens nahm McDowell das Licht und leuchtete in die Kammer hinein, in der Jane Crawford ruhte. Sie lag mit ihrem schrecklichen hochgetürmten Leib scheinbar ruhig da. McDowell glaubte, sie schliefe. Doch dann hörte er im Halbdunkel ihre vom Ritt erschöpfte, aber deutlich vernehmbare Stimme: „Doc", sagte sie, „Sie geben doch nicht auf? Ich will nicht umsonst so weit geritten sein."

McDowell schwieg, während er im Halbdunkel stand. Aber er fühlte, daß es dieser Frau, ihrem Vertrauen und ihrer verzweifelten Tapferkeit gegenüber kein Zurück mehr gab, und daß er einen Weg beschritten hatte, den er nun zu Ende gehen mußte — so oder so.

„Nein, Mrs. Crawford", sagte er, „ich gebe nicht auf."

Am Morgen des nächsten Tages, als draußen die ersten Wagen und Schlitten durch die verschneiten Straßen fuhren, besprach McDowell sich mit seinem Neffen James. Er berichtete über das Geschehene und stellte zum Schluß die Frage: „Kann ich auf dich als Assistenten rechnen?"

James hatte in Philadelphia, wo sich in jenen frühen Tagen eine der ersten Medizinschulen der Vereinigten Staaten befand, studiert.

„Onkel", erwiderte er verwirrt, „Bell, Physick und alle anderen würden dir sagen, daß Ms. Crawford dir unter dem Messer oder wenig später stirbt."

„Das weiß ich. Aber ich glaube nicht daran." McDowell wiederholte so, als müsse er eigene Zweifel übertönen: „Ich glaube nicht daran."

James beschwor ihn: „Ganz Danville, ganz Kentucky wird dich für einen Mörder halten. Die Leute werden zusammenlaufen und Feuer ins Haus werfen, wenn sie stirbt."

„Sie darf eben nicht sterben", sagte McDowell, „deswegen brauche ich dich . . ."

James beharrte jedoch: „Ich kann dir nicht helfen. Hierbei nicht. Es gibt ein Unglück. Dr. Dunn würde aller Welt erzählen, daß du ein Mörder bist."

Die Haut von McDowells müdem Gesicht spannte sich über dem knochigen Kinn. Er sah Dunn vor sich, den er als ärztlichen Konkurrenten geschlagen hatte, und der gewiß auf eine Stunde der Vergeltung wartete. „Kümmere dich nicht um Dunn", sagte er, „ich habe nur dich gefragt, ob du mir helfen willst oder nicht."

„Nein", sagte James. „Ich kann es nicht, und ich werde alles tun, um dich davon abzubringen . . ."

„Dann werde ich mit Charles operieren!"

„Charles ist noch ein halbes Kind", versuchte James.

McDowell wandte ihm indessen den Rükken und verließ den Raum. Er trat in die Küche und bestimmte eine Diät, durch welche Jane Crawford vor der Operation gekräftigt werden sollte. Sie bestand aus Fleischbrühe, viermal am Tag.

Dann empfing er wie üblich die Patienten, die aus Danville zu ihm kamen.

Am folgenden Tage brach ein wütender Schneesturm über den Ort herein. Er heulte durch die Straßen, und McDowell wunderte sich aus diesem Grunde nicht darüber, daß sein sonst stets gefülltes Wartezimmer leer blieb. Er beschäftigte sich mit Charles und lehrte den aufmerksamen, aber angesichts der nun gestellten Aufgabe fröstelnden Jungen, welche Instrumente man zu großen Operationen brauchte.

Am Abend erschien Sarah in seiner Tür.

„Ephraim", sagte sie, „glaubst du, was Charles . . ?"

„Charles ist ein braver Junge", sagte McDowell.

„Ja, er ist ein braver Junge", sagte sie. „Wenn er es nicht schaffen sollte — ich wollte dir nur sagen, vergiß nicht, daß ich da bin . . ."

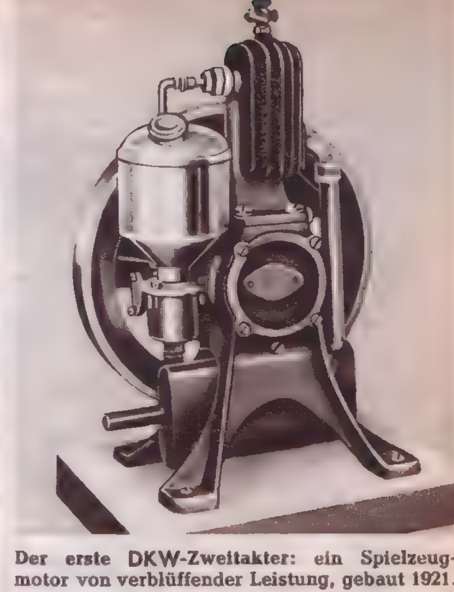
Er hob den Kopf. „Daran habe ich nie gezweifelt", sagte er.

Einen Tag später hatte sich die Kraft des Sturmes erschöpft. Doch das Wartezimmer blieb leer, und auch am darauffolgenden Tage erschien niemand, der nach McDowells Hilfe verlangte. Vielmehr ergriff am

(FORTSETZUNG AUF SEITE 22)



Das Erscheinen des DKW-Zweitakt-3-Zylinders war überall eine Sensation. Aus nur 900 ccm Zylinderinhalt entwickelt er die große Kraft von über 34 PS (folglich nur 162,— DM Jahressteuer) mit einer Spitze von über 120 km/st. Und dieser robuste Zweitakter kennt keine Ermüdung, kennt keinen Unterschied zwischen Maximal- und Dauerleistung, so daß die Spitzengeschwindigkeit auf der Autobahn pausenlos durchgehalten werden kann. Preis der DKW-Sonderklasse-Limousine (vollsynchronisiertes Dreiganggetriebe) 5085,— DM.

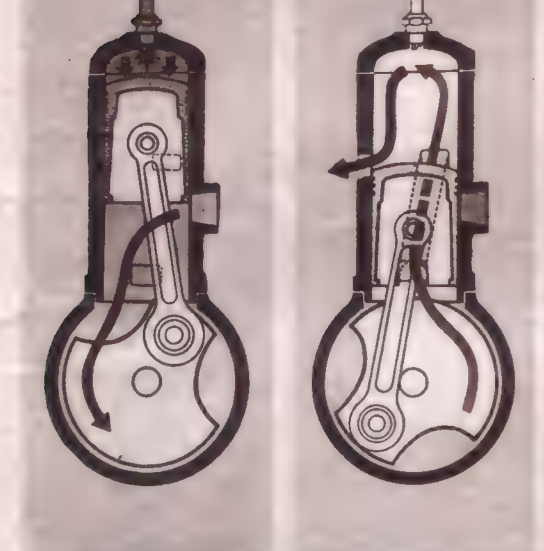


Der erste DKW-Zweitakter: ein Spielzeugmotor von verblüffender Leistung, gebaut 1921.



Nur drei bewegte Teile hat der ventillose DKW-Zweitakter: Kurbelwelle, Pleuel und Kolben. Daher seine große Verschleißfestigkeit.

Der Siegeszug des Zweitakters



Arbeitsweise des Zweitakters

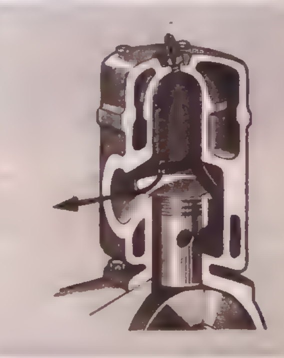
1. Takt (Aufwärtsgang): Unterhalb des Kolbens Ansaugen des Kraftstoff-Luft-Gemisches. Oberhalb des Kolbens erst Ausstoßen der verbrannten Gase durch das von unten überströmende Kraftstoffgemisch, dann Verdichtung dieses Gemisches.

2. Takt (Abwärtsgang): Oberhalb des Kolbens Entzündung und Verbrennung des verdichteten Kraftstoffgemisches. Unterhalb des Kolbens erst Verdichten des beim Aufwärtsgang angesaugten Kraftstoffgemisches, dann Überströmen nach oben.

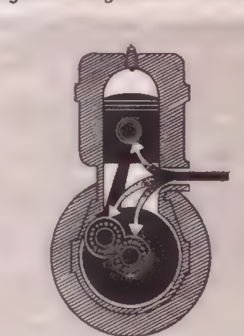
65,9 % Anteil am Gesamtmotorenbau!

Vor mehr als 30 Jahren baute DKW einen Spielzeugmotor und wählte hierzu aus Gründen der Einfachheit das Zweitaktprinzip. Niemand ahnte damals, daß diese Konstruktion revolutionierend für den Kraftfahrzeugbau werden sollte. Aber aus „Des Knaben Wunsch" (so hieß der erste Zweitakter von DKW) entwickelte sich sehr bald „Das Kleine Wunder". Denn der Spielzeugmotor entfaltete aus seinem kleinen Volumen so überraschend viel Kraft, daß DKW dazu überging, einen etwas größeren Motor als Antrieb für Fahrräder zu bauen. Der nächste Schritt war die Herstellung der DKW-Motorräder, die in einem einmaligen Siegeslauf den Weltmarkt eroberten. Und schließlich wurde „Der Kleine Wagen" geschaffen, das erste Zweitakt-Automobil in Großserie.

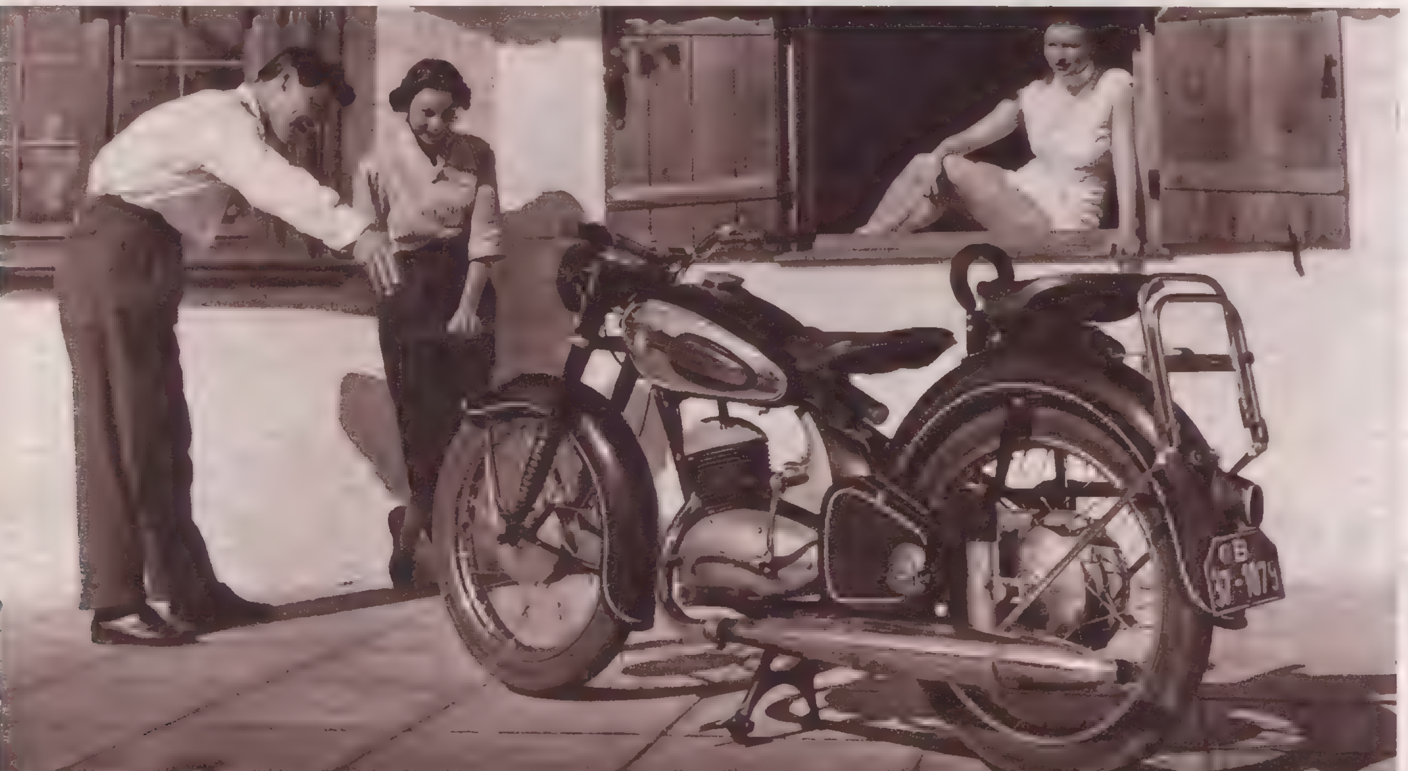
So ist DKW zum Pionier des Zweitaktprinzips geworden, das seitdem mehr und mehr Kraftfahrzeughersteller übernahmen. Und nach der letzten statistischen Erhebung beträgt der Anteil des Zweitakters am Gesamtmotorenbau nicht weniger als 65,9%. Dieser große Erfolg des Zweitakters beruht vor allem auf seiner verblüffenden Einfachheit. Durch den Wegfall des gesamten Ventilmechanismus ist er außergewöhnlich robust und zuverlässig. Da auf jede Kurbelwellenumdrehung 1 Kraftentfaltung erfolgt, ist er zudem elastischer und entwickelt aus kleinem Hubvolumen eine höhere PS-Leistung. Überdies läßt nur das Zweitaktprinzip die Frischöl-Mischungsschmierung zu, die den Motor ebenso unempfindlich gegen Kaltstart wie gegen Überhitzung bei Dauerbeanspruchung auf der Autobahn macht. Neuentwickelte Auspuffanlagen haben das Zweitaktergeräusch zu einem leisen, kraftvollen Brummen herabgemindert. Und nicht zuletzt ist der Zweitakter besonders wirtschaftlich hinsichtlich Kraftstoff-Verbrauch und Steuer. Der Siegeszug des Zweitakters geht unaufhaltsam weiter!



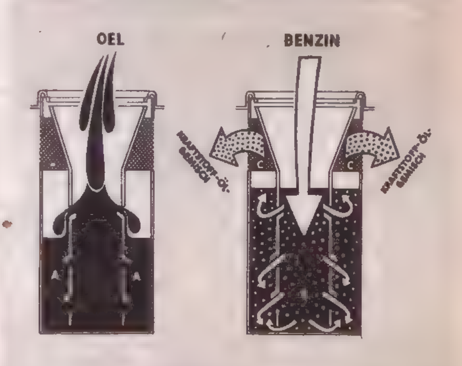
DKW-Umkehrspülung. Durch dieses System wurde die Gasstromführung ideal gelöst. Die verbrannten Gase werden schnell aus dem Verbrennungsraum entfernt, ohne daß Teile des Frischgases mitgerissen werden können.



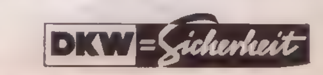
Der Zweitakter ermöglicht die ideale Frischölschmierung: Das Öl wird dem Betriebsstoff beigemengt und gelangt von der ersten Umdrehung an zusammen mit diesem in das Motor-Innere. Das bedeutet zuverlässige Schmierung mit stets frischem, bei Hitze und Kälte gleichmäßig flüssigem Öl. Ölwechsel erübrigt sich.



Das ist das meistgekaufte Motorrad Deutschlands: DKW RT 175! Ihr robuster Zweitaktmotor entfaltet aus nur 175 ccm eine Kraft von 9,6 PS und erzielt über 100 km/st Spitze. Aus der Tatsache, daß Zweitaktmotoren im Volumen niedrig gehalten werden können, erklären sich eine Reihe von Vorteilen, wie: niedriges Fahrzeuggewicht, hohes Leistungsgewicht, geringer Verbrauch. Die Schalldämpfung aber ist so vollendet gelöst, daß die Motorgeräusche auf einen weit unter der gesetzlichen Grenze liegenden Grad verringert wurden. Bei der DKW RT 175 betragen sie nur 76 Phon!



DKW-Shell-Mixer. Alle DKW-Fahrzeuge sind jetzt mit dieser praktischen, vollautomatischen Mischeinrichtung im Tank ausgerüstet. Zunächst tankt man das Öl, dann das Benzin.



(FORTSETZUNG VON SEITE 20)

Nachmittag dieses Tages ein Neger, den McDowell gut kannte und dem er mehrfach geholfen hatte, vor ihm die Flucht. McDowell rief ihn an und befahl ihm, stehenzubleiben.

„Weshalb läufst du von mir davon?"

Der Schwarze zitterte. „Massa", flehte er, „Dr. Dunn sagt, du seien der Teufel, du zerschneidest lebende Menschen, damit sie in die Hölle kommen ..."

Am späten Abend des 20. Dezember, als McDowell erneut über seinen Büchern saß und sich mit der Anatomie der Bauchhöhle beschäftigte, klopfte James an seine Tür.

„Du wünschst?" fragte McDowell.

„Der ganze Ort wird rebellisch", erklärte James, „morgen wird der Pfarrer zum erstenmal seine Stimme gegen dich erheben. Sie wollen das Haus stürmen, wenn ..."

McDowell hob langsam den Blick von seinen Büchern. „Ich denke, daß der Sheriff mein Haus vor den Narren schützen wird."

„Was vermag der Sheriff gegen die vielen?"

McDowell antwortete nicht.

Als James gegangen war, stützte er jedoch den Kopf in beide Hände. Er saß lange da, schweigend und mit verlorenem Blick. Später ging er mit müden Schritten in das Wohnzimmer hinüber. Er fand Sarah bei einer Handarbeit. Er blieb in der Nähe der Tür stehen und betrachtete sie.

„Ephraim", sagte sie, „du brauchst mich nicht erst zu fragen. Tu, was du tun mußt."

„Ich werde es am Weihnachtsmorgen versuchen", sagte er, „vielleicht werden sie an dem Tage Frieden halten."

Als die Weihnachtsglocken am Morgen des ersten Weihnachtstages des Jahres 1809 läuteten und die Einwohner Danvilles in die Kirche strömten, traf McDowell seine letzten Vorbereitungen. Er richtete den großen Eichentisch her, der in seinem Wohnzimmer stand. Er legte ein Tuch darauf und befestigte an den Tischbeinen einige Stricke, um Mrs. Crawford anzubinden. Er ließ kaltes und heißes Wasser, Verbandszeug und Scharpie bereitzustellen. Als er dabei war, seine Instrumente zum letzten Male zu prüfen, und dem jungen Charles nochmals zu erklären, wie er sie ihm reichen solle, vernahm er, daß hinter seinem Rücken die Tür geöffnet wurde. Er wandte sich um. In der Tür stand James.

„James?" sagte er.

„Ja."

„Was willst du noch?"

Draußen klang das erste Weihnachtslied aus rauhen Kehlen von der Kirche herüber.

James schloß die Tür.

„Ich hab mir's überlegt", sagte er, „wenn ich dich nicht davon abhalten kann, will ich dir wenigstens helfen."

McDowell sagte kein Wort. Aber James wartete auch nicht darauf.

Er zog wie McDowell selbst den Rock aus und schob die Ärmel seines Hemdes hoch.

„Charles", sagte McDowell. „Mrs. Crawford soll kommen. Es ist alles bereit."

Sein Gesicht war schmal und bleich. Seine Schultern waren gebeugt wie in der ersten entscheidenden Stunde draußen in Motleys Glen. Als Mrs. Crawford, von Sarah gestützt, ins Zimmer kam, nahm gerade der weihnachtliche Gesang hinter den Kirchenfenstern sein Ende. Jetzt begannen die Worte des Predigers. Sarah entkleidete Jane Crawford und half ihren schweren, entstellten Körper auf den Eichentisch zu heben. Dann suchte sie noch einmal Mc Dowells Blick und ging hinaus.

„Doc", sagte Jane Crawford, mit einem Blick auf die Stricke, „ich werde bestimmt nicht schreien. Sie brauchen mich nicht zu binden."

„Ich glaub's", antwortete McDowell, „aber es ist leichter so."

Er schob einige Opiumpillen in ihren schmallippigen Mund.

Sie halfen gelegentlich, den Operationsschmerz zu mildern, allerdings nur in so geringem Grad, daß alle späteren und heutigen Erforscher dieser Pionierzeit der Chirurgie das Erstaunen über so viel menschliche Leidensfähigkeit nicht verlassen will.

Danach beugte sich McDowell über den gespannten Leib. Er betrachtete noch einmal die äußerlich sichtbare oder wenigstens zu ahnende Lage der Geschwulst. Mit einer Feder zeichnete er die Linie, nach deren Verlauf er die Bauchdecke öffnen wollte, auf die Haut. Er tat es auf der linken Seite, drei Inches vom musculus rectus abdominalis entfernt.

Dann nahm er das Skalpell.

Als Jane Crawford die Klinge sah, schloß sie die Augen. Sie zögerte einige Sekunden lang, dann begann sie plötzlich mit lauter Stimme zu singen. Sie sang „Aus der Tiefe, Herr, rufe ich zu dir". Sie sang: „Herr, höre meine Stimme." Sie klammerte sich in der Stunde der Entscheidung, in der selbst ihre Härte und Entschlossenheit wanken mochten, an ihren Glauben.

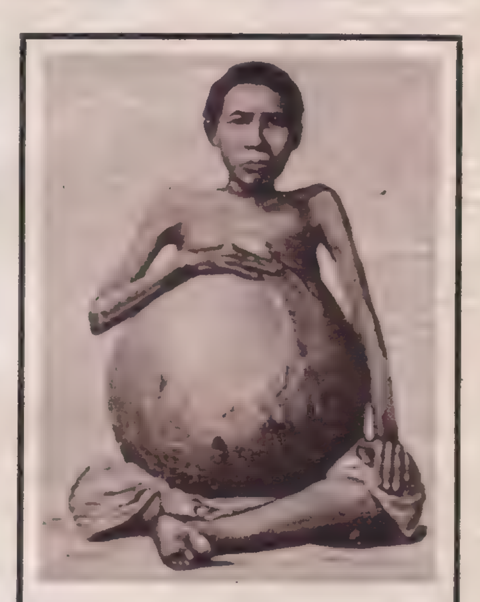
McDowell hatte erstaunt zugehört. Nun tat er den ersten Schnitt. Während er die Haut durchtrennte, schwankte die Stimme der Sängerin. Ihr Körper krümmte sich und ihre Hände krallten sich um die Kante des Tisches. Sie unterbrach ihren Psalm nicht.

McDowell arbeitete sich, so wie er es in den vielen Tagen vorher durchdacht hatte, durch die Muskelschichten. Er fand die Bauchdecke durch die Pression des Sattelknopfes stark gequetscht. Er durchtrennte das Bauchfell. Im gleichen Augenblick quollen — wie von einer inneren Faust hervorgepreßt — die Eingeweide auf den Tisch. McDowell und James versuchten erschreckt, sie durch die Wunde in den Leib zurückzubringen. Aber es gelang ihnen nicht. Die riesige Geschwulst, welche den größten Teil der Bauchhöhle ausfüllte, versperrte den Weg zurück.

Die singende Stimme hob und senkte sich. Der Atem kam stoßweise aus Jane Crawfords Brust. Aber sie preßte die Worte eines neuen Psalmes zwischen den vor Schmerz zitternden Lippen hervor. Die Knöchel ihrer Hände färbten sich weiß — doch sie sang. Sie sang den schrecklichsten und zugleich tröstlichsten Psalm, den McDowell jemals vernommen hatte, tröstlich, weil er für ihn ein Zeichen des Lebens wurde.

McDowell stillte das Blut. Die Geschwulst trat hinter den hervorgequollenen Därmen ins Blickfeld. McDowell versuchte, sie mit den Händen zu umfassen und hervorzuholen. Aber sie war zu groß, um aus der Bauchwunde hervorzutreten. Sie saß auf der Tube der Gebärmutter wie eine überreife, gewaltige Frucht auf einem Stiel. Da griff McDowell nach einer seidenen Ligatur und band die Tube dicht an der Gebärmutter ab.

Dann öffnete er nach kurzem hastigem Überlegen mit zwei Schnitten die Ge-



Zum Tode verurteilt

ist die siamesische Frau, deren Leib zu einem riesigen Globus angeschwollen ist. Über hundert Pfund wiegt die Ovarialzyste, die durch Monate und Jahre den Leib immer mehr aufgetrieben, die inneren Organe beiseite gedrängt und eingeengt hat. Das Zwerchfell wird nach oben gedrückt, das Atmen mehr und mehr behindert — die Frau muß sterben. Jahrtausendelang sind die Frauen in der ganzen Welt immer wieder an diesem Leiden der Eierstockgeschwulst — der „großen Frauenmörderin", wie alte Berichte die Erkrankung nennen — zugrunde gegangen, bis zum erstenmal am Weihnachtsfeiertag des Jahres 1809 im Wilden Westen Amerikas ein mutiger Arzt und eine todesmutige Frau es wagen, dieser furchtbaren Krankheit zu Leibe zu gehen: das Messer des Arztes schneidet die Geschwulst aus dem Leibe der Frau. Ungezählte Frauen haben sich früher diesem qualvollen „gottgewollten Tode" entgegengeschleppt, ohne daß eine Rettung möglich war oder auch nur versucht wurde. Die wenigen Ovariotomien (Operationen), die früher dennoch unternommen worden waren, hatten stets mit der tödlichen Bauchfellentzündung geendet. — Ein einfacher Landarzt hat das Tor zur Rettung von Millionen Frauen aufgestoßen: Mit der Operation des Dr. McDowell an die Farmersfrau Jane Crawford im Jahre 1809 beginnt das große Jahrhundert der Chirurgie.

schwulst. Sie war mit einer zähen gallertartigen Masse gefüllt. James griff eilig nach einem Löffel, um sie herauszunehmen. Er arbeitete mit unsicheren Händen. Als er später die entfernte Masse wog, betrug ihr Gewicht 14 Pfund.

Immer noch ertönte währenddessen der Gesang. Es war der furchtbarste und erschütterndste Gesang, der aus eines Menschen Munde kommen konnte. Er wurde schwach und schwächer. Ein „Halleluja" erklang gedehnt und von halb unterdrückten Schreien durchbrochen, als McDowell den leeren Geschwulstsack vor die Bauchwunde zog, ihn mit einem Schnitt vom Uterus trennte und schweißgebadet und nach Atem ringend auf den Tisch gleiten ließ. Auch er wurde später gewogen und hatte ein Gewicht von mehr als sieben Pfund.

McDowell horchte so angespannt auf jedes Schwanken in Jane Crawfords schmerzgepeinigtem Gesang, daß er nichts von dem Lärm bemerkte, der um diese Zeit draußen auf der Straße näherrückte. Nur James hatte bereits unruhig hinausgehorcht. Als McDowell nur für einen Augenblick sein Gesicht zum Fenster wandte, sah er eine drohende Menge näherkommen. Ihre Stimmen waren so laut, das man sie bis in das Zimmer hinein verstand: „Holt ihn aus seinem Haus!" — „Rettet Jane Crawford."

McDowell blickte, die blutüberströmten Hände in der Wunde, in James Gesicht. Gleich darauf hielten draußen die ersten Männer und Frauen vor dem Haus.

Jane Crawfords Lippen waren farblos geworden. Das, was ihre Kehle hervorstieß, klang nur noch wie eine schauerliche Ausgeburt menschlichen Gesanges und mochte sich draußen anhören, wie die grausige Klage einer Sterbenden. Aber McDowell hörte darin mehr noch als zuvor Musik. Er lauschte darauf wie auf das einzige Zeichen dafür, daß Jane Crawford noch lebte.

Er schob die Eingeweide in die weitklaffende Bauchhöhle zurück.

„Holt ihn heraus", schrie es draußen. „Holt ihn heraus, bevor er sie ermorden kann . . ."

McDowell drehte mit James Hilfe den geöffneten Leib ein wenig zur Seite und ließ das Blut, daß sich bei der Durchtrennung der Tube trotz der Ligatur in die Bauchhöhle ergossen hatte, auf den Boden fließen. Er legte eine zweite Ligatur an. Während er dies tat, verstummt zum ersten Male der Psalmengesang. Stöße polterten gegen die Haustür. Zwei Männer erkletterten dicht vor dem Fenster einen Baum und schleuderten einen Strick mit Schlinge über einen Ast. „Kommen Sie heraus, Doctor", schrie der eine, „daß wir Sie hängen können . . ."

James preßte sein Ohr auf Jane Crawfords Brust. Seine Hände ertasteten ihren Pulsschlag. Aber währenddessen öffnete sich bereits wieder der Mund der Frau. Sie versucht noch einmal ihre Stimme zu erheben und an den gestammelten Worten eines Psalms Halt in ihrer Qual zu finden.

McDowell schob die Schnittflächen der Bauchdecke gegeneinander. James richtete sich wieder auf. Er hielt die Flächen, während McDowell die Nadel führte.

Die Schläge gegen die Tür wurden heftiger.

Dann vernahm er die Stimme des Sheriffs, der laut über die Straße rief: „Leute, seid ruhig, ich werde nachsehen, was drinnen geschieht. Laßt mich durch. Verdammt, laßt mich durch . . ."

Der nur noch schwache Gesang der Frau erstarb. Wieder beugte James verzweifelt horchend seinen Kopf über ihre Brust. Aber es war nur eine Ohnmacht, die ihren Gesang hatte verstummen lassen. Jane Crawford atmete kaum hörbar. Aber sie atmete.

Hinter sich hörte McDowell das Quietschen der Tür. Er beschleunigte die Naht. Er ließ den unteren Teil der Wunde geöffnet, damit die Ligatur der Tube einem Zugriff offenblieb. Dabei wandte er sein vor Anstrengung entstelltes Gesicht zur Seite und erkannte Sarah.

Sie stützte sich gegen die Tür.

„Der Sheriff will hinein", sagte sie.

„Halte ihn auf", keuchte er, „halte ihn auf, solange du kannst." Sie legten Pflaster zwischen die Nähte und darüber einen Verband. Sie öffneten die Knoten der Stricke, die sich zum Teil bereits gelöst hatten. Während sie dies taten, wurde jedoch bereits die Tür aufgestoßen, und die breite Gestalt des Sheriffs schob sich hinein. Der Sheriff hatte Sarah zur Seite gedrängt. Er hielt jetzt an, während draußen auf der Straße Schweigen wie vor einem Sturme herrschte. Der Anblick der Ohnmächtigen, die blutdurchtränkten Tücher, die blutbefleckten Hände und die Blutlache auf dem Boden machte ihn sichtlich frieren.

„Sie haben sie also ermordet", sagte er heiser, kaum seiner Stimme mächtig.

(FORTSETZUNG AUF SEITE 24)

[FORTSETZUNG VON SEITE 23]

McDowell mußte sich gegen den Tisch stützen. Aber er hielt sich aufrecht. „Wir haben sie operiert", sagte er, „wir haben die Geschwulst aus ihrem Leib entfernt und sie — lebt ..."

Der Sheriff blickte unschlüssig umher. Dann trat er neben den Tisch und beugte sich über die Frau. Er hörte ihren leisen Atem. Er blickte fröstelnd auf den Sack der Geschwulst. Dann richtete er sich auf und wandte sich mit blassem Gesicht zur Tür. „Doc", sagte er, wie auf einem verlegenen Rückzug. „Ich habe mir's gleich gedacht. Die Narren wollten sie wahrhaftig hängen. Aber ich sag's ihnen. Ich sag's ihnen. Ich hab's gleich gesagt ..."

Er ging eilig hinaus. McDowell und James, immer noch an den Tisch gelehnt, hörten seinen dröhnenden Baß: „Macht, daß ihr fortkommt, macht, daß ihr fortkommt. Er hat sie richtig operiert. Ihr Bauch ist leer und sie lebt ..."

Es war für einen Augenblick still. Es war eine Stille der Überraschung und Unheimlichkeit.

„Ich sag's, ich sag's euch, sie lebt", brüllte der Sheriff, „und nun schert euch nach Hause!"

Wieder herrschte Stille. Doch dann sahen McDowell und James, wie die Burschen, die mit Strick und Schlinge auf den Baum gestiegen waren, den Strick hinabwarfen und selbst schweigend zur Erde glitten.

*

Wenn Dr. Ephraim McDowell niemals den Ritt durch die Einöde in den Tagen zwischen dem 13. und 17. Dezember 1809 vergaß, so vergaß er noch weniger die fünf Tage, die unmittelbar auf die gelungene Operation folgten. Diese Tage entschieden darüber, ob der Schnitt in den Leib eines lebenden Menschen wirklich gelungen war, und ob er nicht vielmehr doch nur dem Eiterfieber und dem sicheren Tod die Tore geöffnet hatte.

McDowell wartete. McDowell beobachtete Jane Crawford mit von durchwachten Nächten übermüdeten Augen. Er lauerte auf die ersten Anzeichen des Fiebers und der Entzündung des Bauchfells, auf die Rötung der Wunde und auf den Geruch der Fäulnis. Er wartete zwei und drei und vier und fünf Tage. Aber er entdeckte kein bedrohliches Zeichen. McDowell weigerte sich, das Ungeheuerliche zu glauben. Er züchtete sein Mißtrauen und seine Skepsis, um für die entsetzliche, alles zerstörende Enttäuschung, die vielleicht noch kam, gerüstet zu sein.

Aber am fünften Tage überraschte er Jane Crawford außer Bett. Sie war damit beschäftigt, selbst ihre Decken zu richten. Mit Mühe bewegte er sie, noch zwanzig Tage lang zu ruhen, bis die Ligatur sich löste und die Bauchwunde sich schloß. Danach jedoch war Jane Crawford nicht länger an das Bett und an McDowells Haus zu fesseln.

Sie stieg zu Pferde und ritt, weil die Hebamme längst anderswohin geholt worden war, allein jene 160 Meilen zurück in ihre Siedlung an der blauen Quelle. Ein Jahr nach der Operation verkauften die Crawfords ihre Hütte und zogen weiter. Tom Crawford kam 1830 in Jefferson County in Indiana beim Roden eines Waldes um. Jane Crawford aber überlebte ihn um zwölf Jahre. Im März 1842, dreiunddreißig Jahre nach der Operation, starb sie, 78jährig im Hause eines ihrer Söhne in Graysville.

*

So sehr Ephraim McDowell überzeugt sein konnte, mitten in der Wildnis mit seinem gelungenen Eingriff in die Bauchhöhle des Menschen eine Barriere übersprungen zu haben, vor der die Chirurgie haltgemacht hatte — so wenig dachte er zunächst daran, seinen Erfolg den berühmten Chirurgen seiner Zeit zu unterbreiten.

Er ging — mit verschiedenen Teilhabern — seiner großen Praxis nach. Er ritt weiter durch die Wälder, bis er, vier Jahre später, im Jahre 1813, zu einer armseligen Negersklavin gerufen wurde, die ebenfalls an einem Ovarialtumor litt. Er zögerte zwar einige Wochen lang, weil die Geschwulst hart und unbeweglich schien und damit bösartigen Ursprungs sein konnte. Er verordnete Quecksilber, ein in diesem Fall eben so unwirksames, wie in jenen Tagen beliebtes Medikament. Doch dann entschloß er sich zur Operation. Auch sie gelang. Aber erst, als McDowell die gleiche Operation im Jahre 1816 zum dritten Male einen Erfolg bescherte, überredete Sarah ihn, den ungewohnten und verhaßten Federkiel in die Hand zu nehmen und einen Bericht über seine Operationen zu schreiben.

Er sandte diesen Bericht an seinen Lehrer John Bell in Edinburgh, er sandte ihn an Dr. Physick, dem „Vater der amerikanischen Chirurgie". Er sandte ihn schließlich an Dr. Thomas C. James, den Professor für Geburtshilfe in Philadelphia. Es kam jedoch kein Echo aus Edinburgh. Denn Dr. Bell rüstete sich zum Sterben und sein Vertreter John Lizars übersah das Manuskript, um es sechs Jahre später als Teil einer eigenen Arbeit zu veröffentlichen. Es kam kein Echo von Dr. Physick. Nur Thomas C. James publizierte Ephraim McDowells Schilderung in „The eclectic reportery", aber sie erfuhr im Laufe von drei Jahren nur zwei Erwiderungen von Professoren der Chirurgie. Sie stellten nicht ohne Hochmut fest, Schilderungen wie die von McDowell sollten höchstens „in der Art" veröffentlicht werden, daß ein für allemal der Gedanke aus der Welt geschafft werde, „sie könnten nützlich sein".

*

Als McDowell die beiden Zuschriften las, hatte er zwei weitere Operationen hinter sich gebracht, davon wiederum eine mit Erfolg. Bei der zweiten, einer Dermoyd-Zyste, wie man heute annehmen muß, hatte zum erstenmal das Eiterfieber den Erfolg zunichte gemacht. Vier von fünf Operationen waren gelungen, und McDowell fragte sich:

Wie hoch war denn der Prozentsatz der Heilungen bei jenen Operationen, die die Chirurgie damals für nützlich und durchführbar hielt, bei Amputationen, bei Bruchschnitten, Steinschnitten und Trepanationen? Starben nicht besonders in den großen Hospitälern sieben, acht oder neun Zehntel nach diesen Operationen? Wie durfte man also in seinem Fall nach vier gelungenen Operationen weiterhin erklären, daß der Schnitt in den Bauchraum zur Entfernung der Ovarialgeschwülste unbedingt tödlich und daher zu verwerfen sei?

Ephraim McDowell griff noch einmal zum Federkiel und schrieb sich die Verwunderung eines einfachen Mannes vom Herzen.

Er schrieb, er wisse allerdings jetzt, „daß seine Operationen nur eine Operation für Chirurgen mit Mut, Verantwortungsgefühl und eigener Urteilskraft" sei, und er könne nur wünschen, daß diese Operation für immer den chirurgischen Handwerkern und Nachbetern, die nicht über die Lehrbücher und Autoritäten hinaussähen, unverständlich bleiben möge — „zum Heil ihrer Patienten".

Daraufhin wurde es endgültig still. Zwar erhielt er den Titel eines Ehrendoktors der Universität Maryland, und sein Ruhm als Chirurg wuchs. Aber noch für viele Jahrzehnte behauptete sich in der Frage der Ovarialgeschwülste und ihrer Chirurgie der Konservativismus der Autoritäten und überließ ungezählte Frauen „der Natur" und damit dem Tod.

Insgesamt praktizierte McDowell dreizehnmal die Ovariotomie, davon achtmal mit Erfolg. Und er hatte — ohne es zu wissen — in Amerika drei Nachfolger gefunden: Nathan und Alban Smith und David Rogeres mit je einer erfolgreichen Operation, bevor er sich aus seiner Praxis zurückzog.

Er kaufte eine Pflanzung. Er lebte das Leben eines südstaatlichen Edelmannes, bis er — so als hätte es das Schicksal gewollt — an einer Krankheit starb, die nur die Bauchchirurgie hätte heilen können und die, etwas mehr als ein Jahrhundert später, wie etwas Selbstverständliches auch geheilt wurde.

Im Juni 1830 schritt McDowell durch seinen herrlichen Garten. Er aß Obst von den Sträuchern und genoß die Sonne, als ihn plötzlich Leibschmerzen von solcher Heftigkeit überfielen, daß er nur mit Mühe das Bett erreichte. Bald überfielen ihn Fieber und Erbrechen. Sein Diener rief den nächsten Arzt. Dieser meinte, der halb Bewußtlose leide an einer Magenentzündung. Er stellte seine Behandlung darauf ein.

Ephraim McDowell jedoch litt an einer Entzündung des Wurmfortsatzes, heute Blinddarmentzündung oder genauer Appendicitis genannt. Aus Unkenntnis falsch versorgt, teilte er das damals in den meisten Fällen tödliche Schicksal von Hunderttausenden seiner Zeitgenossen auf der ganzen Erde: Durchbruch des eitrigen Wurmfortsatzes! Er starb an der Peritonitis, ohne noch einmal die Schönheit seines Gartens gesehen zu haben.

Der mordende Stein

heißt der nächste Akt in Jürgen Thorwalds großem dramatischem Bericht über das Jahrhundert der Chirurgie. Sie lesen darüber

im nächsten Heft



Der Dank des Vaterlandes ist nicht gewiß

Ihre Reportage „Der Prophet gilt nichts im eigenen Vaterland", Heft 8/55 und Heft 21/54, möchte ich noch ergänzen. Zwei Studenten erfanden ein Mittel, mit dem man sehr schnell Virusbefall bei Saatkartoffeln feststellen kann. Das Bundesernährungsministerium in Bonn lehnte es ab, das Verfahren zu kaufen. Die beiden Studenten verkauften das Verfahren an den holländischen Staat für 159 000 DM. Von Holland hat nun Bayern für 150 000 DM die Lizenz gekauft, und offensichtlich werden es die meisten anderen Länder der Bundesrepublik für ähnliche Preise gleichfalls kaufen müssen. Holland ist dabei, das Verfahren an alle europäischen Länder zu verkaufen. — Ein einziger überheblicher und sturer Referent in einem Bonner Ministerium schädigte uns alle um Millionen. Warum ist Dummheit noch immer straffrei?

Hamburg **Christian Zimmer**

Schon seit 50 Jahren feldmarschmäßig

In diesen Tagen kam mir Ihr Heft Nr. 7 in die Hände. Der Bildbericht „Feldmarschmäßig", Seite 12, hat mir sehr viel Freude gemacht. Vielleicht interessiert es Sie zu erfahren, daß mein Großvater schon 1906 als erster den Versuch machte, Brieftauben eine Kamera umzuhängen. Im Frühjahr 1909 wurden seine Experimente auf der Photographischen Ausstellung in Dresden gezeigt. Nach zehnjährigen Verhandlungen sollte die Erfindung am 20. August 1914 bei einem Manöver in Straßburg praktisch geprüft und dann vom Staat für Kriegszwecke übernommen werden. Die Versuche verliefen sehr befriedigend, und dem damaligen Material entsprechend, waren die Aufnahmen mindestens ebenso gut wie heute.

Kronberg (Taunus) **Rudolf Neubronner**

Zum Fall Schörner

Wir an der Saar sind erfreut über Ihre freie und offene Berichterstattung im Fall Schörner, Heft Nr. 7. Wenn ich an meine Kameraden zurückdenke, welche damals von dem Menschenschinder, Sadisten und Kameradenverräter Schörner erzählten, so frage ich mich heute, wie ist es möglich, daß die Russen den geschont haben. Mit Schörner sollte man genau so verfahren, wie er es mit Hunderten von Soldaten gemacht hat. Aufhängen! — So ein Mann wie Schörner bringt tatsächlich heute noch den Mut auf, eine Rente zu verlangen, also Steuergelder von Menschen, deren Väter, Söhne und Brüder er aufhängen ließ.

Urexweiler/Saar **Jacob Böffel**

*

In den letzten Apriltagen 1945, als die ganze Heeresgruppe in Auflösung war, bevor sich General Schörner selbst absetzte, ließ er vier versprengte Landser, die ihre Einheiten verloren hatten, in Görlitz auf dem Postplatz erschießen. Die Leichen mußten vor dem Hauptpostamt zur Abschreckung liegen bleiben.

Allagen Möhne **Erich Frenzel**

*

Es wäre doch das Beste, den Herrn Generalfeldmarschall wegen Feigheit vor dem Feind und Fahnenflucht vor ein schnell zusammengestelltes Kriegsgericht zu stellen und ihn am nächsten Baum aufzuknüpfen. Eine gerechtere Behandlung könnte ihm nicht widerfahren.

München **Hermann Schneider**

*

Ich bin begeistert über ihre Schörner-Reportage und habe mit Staunen und Freude gelesen, daß man beabsichtigt, Schörner jetzt noch vor Gericht zu stellen. Ich glaube, daß dieser Prozeß den Beifall vieler ehemaliger Wehrmachtsangehöriger finden wird. Schörner ist ja die Bestie in Menschengestalt, deren Schuld es ist, daß auch heute noch viele Frauen um ihre Männer weinen und viele Kinder ihre Väter nie gesehen haben. Ich hoffe, daß Schörners Beispiel dazu beiträgt, den jungen Menschen von heute die Augen zu öffnen und einen dritten Weltkrieg zu verhüten.

England **Heinz Freudenthal, ein Kriegsgefangener**

Unternehmen Schlafsack

Ihr Tatsachenbericht „Unternehmen Schlafsack" ist packend, und das Milieu so gut erfaßt, daß man staunen muß. Lassen Sie sich auch durch Proteste nicht beirren. Es ist gut, daß solche Begebenheiten einmal öffentlich erzählt werden. Ich selbst habe mich in einer ähnlichen Situation wie Brack befunden, obwohl ich zu Beginn unseres großen Spieles gegen die Militärmaschinerie als Obergefreiter die Sache steuerte. Wir sind, bis auf den Offizier, der in Paris während einer Reise zu seinem Mädchen von einer Heeresstreife geschnappt und später erschossen wurde, alle mit viel Glück fast zwei Jahre durchgekommen und haben das Ende des Krieges mit heiler Haut erlebt. Wir sind sehr gespannt auf die Umstände, die den guten Brack, der den Krieg für sich und seine Kameraden auf eigene Faust beenden will, doch noch ans Messer liefern.

Stuttgart **Wolfram Körner**

*

Ich habe zwei Fortsetzungen Ihres Tatsachenberichtes „Unternehmen Schlafsack" gelesen und bin entsetzt, wie Sie in Ihrer Illustrierten einer so schmutzigen Veröffentlichung von Ausnahmezuständen Raum geben können. Finden Sie es der Presse würdig, unser eigenes Nest zu beschmutzen? Finden Sie es ehrenvoll für unsere ehemaligen Feinde, daß sie in viereinhalb Jahren eine Welt aufbieten mußten, um ein Volk, das unter solchen Zuständen Krieg führte, zu besiegen?

Hannover **Annemarie Hupfeld**

Und wer zahlt jetzt?

Ich wußte nicht, ob ich lachen oder weinen sollte, als ich Ihren Bericht „Ludwig zahlte alles — aus der Polizeikasse" in Heft Nr. 8 las. Daß zehntausend niedersächsische Polizisten jahrelang nicht merkten, wie ihre Gewerkschaftsbeiträge vom Vorstand „verflüssigt" wurden — darüber kann man nur noch lachen. Was sind das aber für Polizeioffiziere, die auf Kosten ihrer Untergebenen sich dem alkoholschweren Nachtleben ergaben? Der Innenminister will jetzt allen dienstlichen Verfehlungen nachgehen. Aber was wird dabei herauskommen? Wahrscheinlich dasselbe, wie bei allen anderen zahlreichen behördlichen und parlamentarischen Untersuchungsausschüssen: nämlich nichts!

Bremen **Detlef Röder**



SIE KÖNNEN NOCH MITLESEN: Auf dem Parkplatz eines Tanzlokals in Hollywood liest Philipp Marlowe den im Gesicht schwerkriegsbeschädigten Terry Lennox stockbetrunken auf. Er nimmt ihn mit sich, da Terrys Begleiterin — seine Frau — mit dem Wagen davonfährt. Ab und zu treffen sich später Philipp und Terry in einer Bar. Eines Nachts läutete es bei dem Privatdetektiv Philipp Marlowe. Draußen steht Terry mit einer Pistole in der Hand. Philipp soll ihn sofort zu dem abgelegenen Flugplatz von Tijuana fahren. Von dort will Terry nach Mexiko fliegen. Marlowe fühlt sich Terry so freundschaftlich verbunden, daß er nicht fragt, um nicht Mitwisser einer bösen Sache zu werden. Er fährt den Freund zum Flugplatz. Als er zurückkommt, ist die Polizei in seiner Wohnung. In Terrys Wohnung hat man, auf einem Notizblock durchgedrückt, die Telefonnummer von Marlowe gefunden. Marlowe erfährt, daß in der Nacht Sylvia Lennox ermordet worden ist. Der verschwundene Terry wird der Tat verdächtigt. Die Polizei beschuldigt Marlowe der Begünstigung. Sie vermutet, daß er dem Verschwundenen zur Flucht verholfen hat. Von Hauptkommissar Gregorius wird Marlowe mit Faustschlägen traktiert und dann ins Gefängnis gebracht, wo ihn ein Anwalt, S. Endicott, besucht. Endicott weigert sich, seinen Auftraggeber zu nennen. Am Ende des Verhörs im Büro der Oberstaatsanwaltschaft wird Marlowe überraschend freigelassen und erfährt, daß der Fall Lennox abgeschlossen ist, da Terry schriftlich ein volles Geständnis abgelegt und sich dann im Hotelzimmer erschossen habe.

Der Journalist Lonnie Morgan, der als Gerichtsreporter das Gefängnis besucht hat, bringt Marlowe nach Hause. Dort bekommt Marlowe den Besuch des Gentleman-Ganoven Menendez, der ihm dringend rät, sich nicht mehr um den Fall Lennox zu kümmern, andernfalls . . . . Menendez war mit Terry zusammen als Soldat. Terry hatte damals ihm und einem Gangsterkollegen das Leben gerettet. Daher rührt die Verwundung im Gesicht.

In seinem Briefkasten findet Marlowe einen Abschiedsbrief des toten Freundes aus Mexiko mit einem „Madison-Bildnis", einer 5000 Dollar-Banknote dabei. Am gleichen Tag führt ein merkwürdiger Anruf Marlowe mit dem Verleger Spencer aus New York zusammen, der ihn bereden will, den Schriftsteller Roger Wade, einem Nachbarn der Lennox in Idle Valley, zu beobachten und ihm Gesellschaft zu leisten, da Wade dem Trunke verfallen ist und ab und zu geheimnisvoll verschwindet. Marlowe lehnt ab, aber eine zauberhafte Frau, die am Nebentisch des Lokals das Gespräch mit angehört hat, erhebt sich plötzlich und stellt sich als Mrs. Wade vor. Marlowe sagt sofort zu. Frühzeitig am nächsten Morgen sucht Mrs. Wade Marlowe in seiner Wohnung auf. Im Gespräch wird plötzlich deutlich, daß sie Marlowes Freund, Terry Lennox, gut gekannt haben muß.

4. Fortsetzung

„Hören Sie mal, Mrs. Wade", sagte ich schließlich. „Meine gute Meinung von ihm hat nichts zu sagen. Jeden Tag kommt so etwas vor. Die unwahrscheinlichsten Leute begehen die unwahrscheinlichsten Verbrechen. Freundliche alte Damen vergiften ganze Familien. Wohlerzogene Bübchen begehen vielfache Überfälle und Schießereien. Bei Bankdirektoren mit zwanzigjähriger makelloser Vergangenheit stellt sich heraus, daß sie seit Jahr und Tag unterschlagen haben. Und erfolgreiche und beliebte Romanschriftsteller betrinken sich und bringen ihre Frauen ins Krankenhaus. Selbst bei unseren besten Freunden wissen wir verdammt wenig davon, was sie zum Überschnappen bringt."

Ich dachte, das würde sie entflammen, doch sie tat nicht viel mehr als die Lippen aufeinanderpressen und die Augen ein wenig zusammenkneifen.

„Howard Spencer hätte Ihnen das nicht erzählen sollen", sagte sie. „Es war meine eigene Schuld. Ich war nicht klug genug, mich von ihm fernzuhalten. Inzwischen habe ich gelernt, daß man bei einem Manne, der zuviel trinkt, eines niemals tun darf: nämlich ihn davon abzuhalten versuchen. Sie wissen das wahrscheinlich viel besser als ich."

„Mit Worten können Sie ihn freilich nicht davon abhalten", sagte ich. „Falls Sie Glück haben und falls Sie stark genug dazu sind, können Sie ihn manchmal davon abhalten, sich selbst oder jemand anderem weh zu tun. Und auch dazu muß man noch Glück haben."

Sie griff ruhig nach ihrer Kaffeetasse und der Untertasse. Ihre Hände waren wunderschön, wie die ganze Person. Die Nägel waren herrlich geformt und poliert und nur ganz leicht gefärbt.

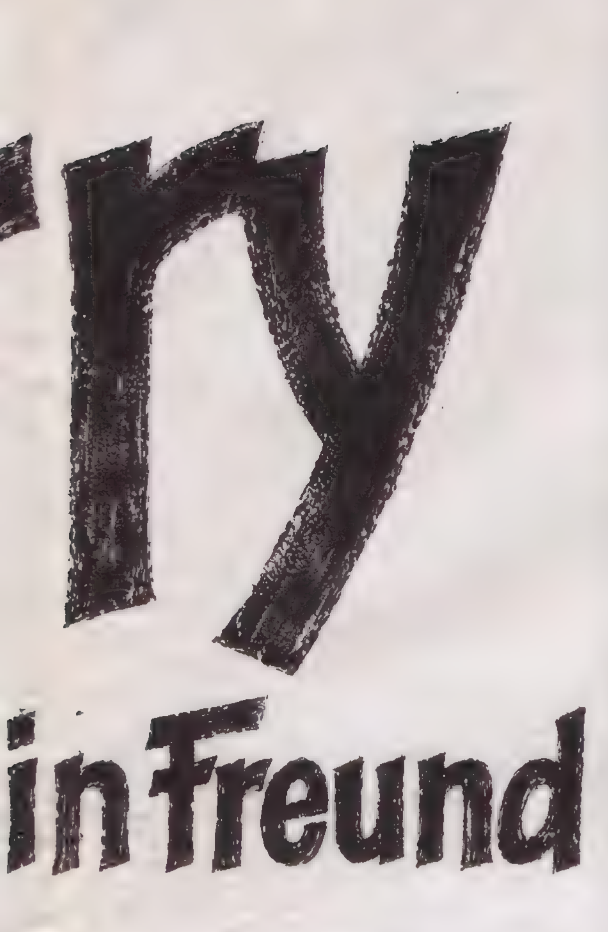
„Hat Howard Ihnen gesagt, daß er meinen Mann diesmal gar nicht gesprochen hat?"

„Ja, allerdings."

Sie trank ihren Kaffee aus und stellte die Tasse vorsichtig auf das Tablett zurück. Sie tändelte ein paar Sekunden lang mit dem Löffel. Dann sprach sie, ohne dabei zu mir aufzuschauen.

„Er hat Ihnen nicht gesagt, warum, weil er's nicht wußte. Ich mag Howard schrecklich gern, aber er ist so ein Manager-Typ, will alles in die Hand nehmen. Er hält sich für einen großen Organisator."

Ich wartete, ohne etwas zu sagen. Es gab eine neue Pause. Sie sah mich rasch an und sah dann wieder weg. Ganz leise sagte sie: „Mein Mann ist seit drei Tagen verschwunden. Ich weiß nicht, wo er ist. Ich bin hergekommen, um Sie zu bitten, ihn ausfindig zu machen und ihn nach Hause zu bringen. O ja, es ist schon öfter vorgekommen. Das eine Mal ist er mit dem Wagen ganz allein bis rauf nach Portland gefahren und dort in einem Hotel zusammengeklappt und hat einen Arzt kommen lassen müssen, damit er ihn wieder nüchtern machte. Es ist ein Wunder, wie er überhaupt so weit gekommen ist, ohne in Schwierigkeiten zu geraten. Er hatte drei Tage lang nichts gegessen. Ein andermal ist er in einem Türkischen Bad in Long Beach gewesen, in so einem schwedischen Haus, wo sie Einlaufkuren machen. Und das letztemal ist es irgendein kleines privates Sanatorium mit wahrscheinlich nicht sehr gutem Ruf gewesen. Das ist noch keine drei Wochen her. Er hat mir nicht erzählen wollen, wie es heißt und wo es ist, hat bloß gesagt, er hätte eine Kur gemacht und wäre ganz



auf der Höhe. Aber er hat totenblaß und schwach ausgesehen. Ich hab den Mann, der ihn nach Hause gebracht hat, bloß ganz kurz gesehen. Ein langer Mensch in so einer Cowboy-Kluft mit allen Schikanen, wie man sie nur auf der Bühne oder in einem Technicolor-Revuefilm sieht. Er hat Roger einfach in der Einfahrt abgesetzt."

„Könnte eine Sommerfrischlerfarm gewesen sein", sagte ich. „Diese von der Zivilisation beleckten Kuhbauern geben mitunter jeden Pfennig, den sie verdienen, für so eine Schnickschnack-Kluft aus. Die Frauen sind dann ganz verrückt nach ihnen. Dazu sind sie ja da."

Sie machte ihre Handtasche auf und nahm ein zusammengefaltetes Papier heraus. „Ich hab Ihnen einen Scheck über fünfhundert Dollar mitgebracht, Mr. Marlowe. Möchten Sie den als Honorar nehmen?"

Sie legte den zusammengefalteten Scheck auf den Tisch. Ich warf einen Blick darauf, rührte ihn aber nicht an. „Warum?" fragte ich. „Sie sagen, er ist seit drei Tagen weg. Drei oder vier dauert's, einen Mann nüchtern zu machen und wieder etwas rauszufüttern. Ob er denn nicht genau so wiederkommt wie bisher? Oder gibt es einen Grund, daß es diesmal anders sein sollte?"

„Roger kann das nicht mehr lange aushalten, Mr. Marlowe. Es bringt ihn noch um. Die Abstände werden immer kürzer. Ich mache mir schreckliche Sorgen. Ich mache mir mehr als Sorgen, ich habe Angst. Es ist unnatürlich. Wir sind seit fünf Jahren verheiratet. Er ist schon immer ein starker Trinker gewesen, aber nicht ein psychopathischer Trinker. Irgend etwas stimmt da überhaupt nicht. Ich will, daß er gefunden wird. Ich hab heut nacht nicht länger als eine Stunde geschlafen."

„Haben Sie eine Idee, warum er eigentlich trinkt?"

Die Veilchenaugen blicken mich fest an. Sie machte heute morgen einen etwas zarten, doch gewiß nicht hilflosen Eindruck. Sie biß sich auf die Unterlippe und schüttelte den Kopf. „Höchstens, daß es an mir liegt", sagte sie endlich. „Männer verlieren manchmal die Liebe zu ihren Frauen."

„Ich bin nur Amateurpsychologe, Mrs. Wade. In meiner Branche muß man das ein bißchen sein. Ich sollte eher meinen, er hat die Liebe zu diesem Zeug, das er schreibt, verloren."

„Das ist durchaus möglich", sagte sie ruhig. „Ich denke mir, alle Schriftsteller haben solche Depressionen. Es ist wahr, daß er das Buch, an dem er jetzt arbeitet, anscheinend nicht zu Ende bringen kann. Aber es ist nicht so, daß er's zu Ende bringen müßte, um die Miete bezahlen zu

können. Ich glaube aber, das ist noch kein ausreichender Grund."

„Wie ist er denn so im nüchternen Zustand?"

Sie lächelte. „Na, ich bin da natürlich im Urteil etwas befangen. Ich jedenfalls finde, er ist wirklich ein furchtbar netter Kerl."

„Wie ist er denn so im betrunkenen Zustand?"

„Schauderhaft. Aufgekratzt und wild und grausam. Er glaubt, er wäre witzig, wenn er in Wirklichkeit nur gemein ist."

„Sie haben ‚gewalttätig' ausgelassen."

Sie zog ihre hellbraunen Augenbrauen hoch. „Nur einmal, Mr. Marlowe. Und davon ist zuviel hergemacht worden. Ich hätte es Howard Spencer nie erzählt. Roger hat's ihm selber erzählt."

Ich stand auf und ging im Zimmer umher. Es würde ein heißer Tag werden. Es war jetzt schon heiß. Ich ließ die Rolläden an einem der Fenster herunter, um die Sonne fernzuhalten. Dann sagte ich es ihr klipp und klar:

„Ich hab gestern nachmittag im ‚Wer ist wer?' nachgeschlagen. Er ist zweiundvierzig Jahre alt, noch nicht anderweitig verheiratet gewesen, keine Kinder. Seine Familie stammt aus Neu-England, er hat in Andover und Princeton studiert. Er war Kriegsteilnehmer und hat sich bewährt. Er hat zwölf solche dicken historischen Romane mit viel Erotik und Säbelrasseln geschrieben, und alle durch die Bank sind Bestseller gewesen. Er muß einen Haufen Kleingeld damit verdient haben. Wenn er die Liebe zu seiner Frau verloren hätte, so scheint er mir doch der Typ zu sein, der's offen sagen und sich scheiden lassen würde. Wenn er sich mit einer andern rumtriebe, würden Sie wahrscheinlich davon wissen, und auf jeden Fall brauchte er sich doch nicht zu betrinken, bloß um zu beweisen, daß er sich nicht wohl fühlt. Wenn sie fünf Jahre verheiratet sind, dann ist er damals siebenunddreißig gewesen. Ich sollte meinen, da hat er schon so ziemlich alles gewußt, was man über Frauen wissen kann. Ich sage ‚ziemlich', weil kein Mann es jemals ganz weiß."

Ich hielt inne und sah sie an, und sie lächelte mir zu. Sie empfand meine Rede also nicht als verletzend.



Ich fuhr fort: „Wie Howard Spencer darauf gekommen ist, weiß ich nicht — aber er hat die Ansicht geäußert: was mit Roger Wade los ist, wäre irgend etwas, das sich lange vor Ihrer Verheiratung abgespielt hat und ihm schwerer zusetzt, als er es ertragen kann. Spencer hat an Erpressung gedacht. Würden Sie das wissen?"

Sie schüttelte langsam den Kopf. „Wenn Sie meinen, ob ich es wissen würde, wenn Roger größere Geldsummen an jemanden bezahlt hat — nein, das würde ich nicht wissen. Ich mische mich in seine Buchführung nicht ein. Er könnte große Summen verschenken, ohne daß ich davon wüßte."

Sie griff wieder in ihre Handtasche und brachte zwei Blätter gelbes Papier hervor. Sie sahen wie Durchschläge aus, zusammengefaltet, und einer davon sah zerknüllt aus. Sie strich sie glatt und reichte sie mir.

„Den einen hab ich auf seinem Schreibtisch gefunden", sagte sie. „Es war sehr spät — oder eigentlich ganz früh morgens. Ich wußte, daß er was getrunken hatte, und ich wußte, daß er nicht nach oben gekommen war. Ungefähr um zwei Uhr bin ich nach unten gegangen, um nachzusehen, ob es ihm gut, das heißt: den Umständen nach gut ginge, ob er auf dem Fußboden oder auf der Couch oder so abgeschrammt wäre. Er war fort. Das andere Blatt lag im Papierkorb, oder vielmehr war es am Rande hängen geblieben, so daß es nicht hineingefallen war."



Ich sah mir das erste Blatt an, das nicht zerknüllte. Eine kurze Notiz in Maschinenschrift stand darauf, weiter nichts. Sie lautete:

„Mir liegt nichts daran, mich selber zu lieben, und es gibt sonst niemanden mehr, den ich lieben könnte. — Gezeichnet: Roger (F. Scott Fitzgerald) Wade.

P. S. Deshalb bin ich mit dem „Letzten Samurai" nie fertig geworden."

„Sagt Ihnen das irgendwas, Mrs. Wade?"

„Bloß Pose. Er hat schon immer sehr für Scott Fitzgerald geschwärmt. Er sagt, Fitzgerald war der beste versoffene Schriftsteller seit Coleridge — der hat Opium genommen. Achten Sie auf die Maschinenschrift, Mr. Marlowe! Klar, gleichmäßig und fehlerlos."

„Darauf habe ich schon geachtet. Die meisten Leute können nicht mal ihren Namen ordentlich schreiben, wenn sie einen sitzen haben." Ich breitete das zerknüllte Papier aus. Wiederum Maschinenschrift, ebenfalls ohne Tippfehler oder Ungleichmäßigkeit. Der Text lautete hier: „Ich habe nicht viel für Sie übrig, Dr. V., aber im Augenblick sind Sie der richtige Mann für mich."

Sie sprach, während ich es mir noch betrachtete. „Ich habe keine Ahnung, wer Dr. V.' ist. Wir kennen keinen Doktor, dessen Namen so anfängt. Ich vermute, es ist der, dem das Haus gehört, wo Roger das letzte Mal gewesen ist."

„Als der Kuhknecht ihn nach Hause gebracht hat? Ihr Gatte hat keinerlei Namen genannt, auch keine Ortsnamen?"

Sie schüttele den Kopf. „Nichts. Ich hab im Adreßbuch nachgesehen. Es gibt ein Dutzend Doktoren verschiedener Sorten, deren Namen mit V anfangen. Außerdem — vielleicht ist es gar nicht sein Familienname."

„Sehr leicht möglich, daß er gar nicht mal Doktor ist", sagte ich. „Das bringt uns auf die Frage des Bargelds. Ein approbierter Arzt würde einen Scheck nehmen, aber ein Kurpfuscher nicht. Ein Scheck könnte sich als belastend für ihn erweisen. Und so ein Bursche ist auch bestimmt nicht billig. Kost und Logis in seinem Hause sind wahrscheinlich ziemlich teuer. Ganz abgesehen von der Spritze." Sie sah verdutzt auf. „Der Spritze?" „Alle diese nicht ganz sauberen Vertreter geben ihren Kunden Rauschgift. Die einfachste Methode, mit ihnen fertig zu werden. Das schmeißt sie für zehn oder zwölf Stunden um, und wenn sie wieder zu sich kommen, sind sie brav. Aber die Verwendung von Narkotika ohne Approbation kann einem Kost und Logis bei Vater Staat verschaffen. Und darum muß sich das Risiko natürlich lohnen."

„Dein Mißtrauen wird allmählich unerträglich!"

„Ich verstehe. Roger hat wahrscheinlich mehrere hundert Dollar gehabt. So viel hat er immer in seinem Schreibtisch. Ich weiß nicht, warum. Ich vermute, es ist bloß eine Laune. Jetzt ist aber keins mehr drin."

„Na gut", sagte ich. „Ich will versuchen, ‚Dr. V.' ausfindig zu machen. Ich weiß noch nicht, wie, aber ich will mir alle Mühe geben. Nehmen Sie den Scheck wieder mit, Mrs. Wade!"

„Aber warum? Können Sie denn nicht beanspruchen . . ."

„Später, danke. Und ich würde es auch lieber von Mr. Wade bekommen. Ihm wird es in jedem Falle nicht sehr recht sein, was ich tue."

„Aber wenn er krank und hilflos ist . . ."

„Er hätte doch seinen eigenen Arzt rufen oder Sie darum bitten können. Das hat er nicht getan. Das heißt, er hat's nicht gewollt."

Sie steckte den Scheck wieder in ihre Handtasche und stand auf. Sie sah recht trübselig aus. „Unser Arzt hat es abgelehnt, ihn zu behandeln", sagte sie bitter.

„Es gibt Hunderte von Ärzten, Mrs. Wade. Jeder einzelne behandelt ihn mindestens einmal. Die meisten würden einige Zeit bei ihm bleiben. In der Medizin ist heutzutage die Konkurrenz ziemlich stark."

„Ich verstehe. Natürlich, Sie müssen ja recht haben." Sie ging langsam zur Tür, und ich ging mit ihr. Ich machte sie auf.

„Sie hätten von sich aus einen Arzt rufen können. Warum haben Sie es nicht getan?"

Sie sah mir offen ins Gesicht. Ihre Augen glitzerten hell. Vielleicht war eine Spur von Tränen in ihnen. Ein leckeres Mädchen, ohne Frage.

„Weil ich meinen Mann liebe, Mr. Marlowe. Ich würde alles auf der Welt tun, um ihm zu helfen. Aber ich weiß auch, wie er veranlagt ist. Wenn ich jedesmal einen Arzt holte, wenn er zuviel getrunken hat, würde ich nicht sehr lange einen Mann haben. Man kann einen erwachsenen Mann nicht behandeln wie ein Kind, das Halsschmerzen hat."

„Man kann, wenn er betrunken ist. Oft muß man einfach."

Sie stand dicht vor mir. Ich roch ihr Parfüm. Oder bildete es mir doch ein. Es war nicht mit dem Zerstäuber verteilt. Vielleicht lag es bloß an dem Sommertag.

„Angenommen, es gibt wirklich in seiner Vergangenheit etwas, worüber er sich schämen muß", sagte sie, die Wörter eins nach dem anderen in die Länge zerrend, als wenn ein jedes einen bitteren Geschmack hätte. „Vielleicht sogar etwas Kriminelles. Mir würde es nichts ausmachen. Aber ich will nicht das Werkzeug sein, durch das es herauskommt."

„Aber es ist Ihnen recht, wenn Howard Spencer mich engagiert, um es herauszubekommen?" Sie lächelte ganz langsam. „Meinen Sie wirklich, ich hätte erwartet, daß Sie Howard eine andere Antwort geben würden als die, die Sie ihm gegeben haben — Sie, ein Mann, der lieber ins Gefängnis gegangen ist, als daß er einen Freund verraten hätte?" „Vielen Dank für das Kompliment, aber deswegen bin ich gar nicht eingelocht worden."

Sie nickte nach kurzem Schweigen, verabschiedete sich und ging die Rotholztreppe hinunter. Ich sah ihr nach, wie sie in ihren Wagen stieg, einen schlanken, grauen Jaguar, der noch sehr neu aussah. Sie fuhr bis hinter ans Ende der Straße und drehte dort auf dem Wendeplatz um. Ihr Handschuh winkte mir zu, als sie bergab vorbeifuhr. Der kleine Wagen flitzte um die Ecke und war verschwunden.

*

Alles, was ich hatte, war eine getippte Zeile auf einem zerknüllten gelben Bogen, die lautete: „Ich habe nicht viel für Sie übrig, Dr. V., aber im Augenblick sind Sie der richtige Mann für mich." Damit mochte ich den Pazifischen Ozean durchsieben, einen Monat damit zubringen, die Listen von einem halben Dutzend Kreisärztekammern durchzuackern, und es am Ende zu einer dicken runden O bringen.

In unserer Stadt vermehren sich die Kurpfuscher wie die Kaninchen. Acht Kreise



liegen im Hundertfünfzig-Kilometer-Umkreis um das Rathaus, und in jedem Ort jedes einzelnen Kreises gibt es Ärzte, manche sind echte Mediziner, manche nur Mechaniker von der Stange mit der Berechtigung, Gerstenkörner aufzuschneiden oder einem auf dem Rückgrat herumzuhopsen. Von den richtigen Ärzten sind manche begütert und manche arm, manche halten sich an die Berufsethik, andere wissen nicht recht, ob sie sich das leisten können. Ein gutsituierter Patient mit beginnendem Delirium tremens kann für eine große Anzahl alter Trottel, die in dem Vitamin- und Antibiotikageschäft zurückgeblieben sind, ein Geschenk des Himmels bedeuten.

Doch ohne einen Ansatzpunkt hatte ich nichts, wovon ich ausgehen konnte. Ich hatte den Ansatzpunkt nicht, und Eileen Wade hatte ihn entweder auch nicht oder wußte nicht, daß sie ihn hatte. Und selbst wenn ich jemanden ausfindig machte, der paßte und dessen Name mit dem richtigen Buchstaben anfing, so mochte er sich als ein Mythos herausstellen, soweit es Roger Wade betraf. Das Geschreibsel war vielleicht nur etwas, was ihm gerade durch den Kopf gegangen war, während er sich vollaufen ließ. Ebenso wie die Fitzgerald-Anspielung lediglich eine ausgefallene Art von Abschied sein mochte.

In solcher Situation versucht der Kleine vom Verstand des Großen zu profitieren. Daher rief ich einen Bekannten bei der Organisation Carne an, einer pompösen Agentur in Beverly Hills, die sich auf Schutz des Verkehrsgewerbes spezialisierte — wobei Schutz so ziemlich alles bedeutete, was noch mit einem Fuß innerhalb der Gesetze stand. Mein Bekannter — George Peters mit Namen — sagte, er könne mir zehn Minuten widmen, wenn ich mich beeilte.

Sie hatten den halben ersten Stock in einem von diesen bonbonrosa vierstöckigen Häusern inne, deren Fahrstühle sich mittels eines elektrischen Auges von selber öffnen, deren Gänge kühl und ruhig sind und auf deren Parkplatz an jedem Stand ein Name steht und wo der Apotheker gegenüber ein verstauchtes Handgelenk hat, weil er so viele Röhrchen mit Schlaftabletten füllen muß. Die Tür war außen in Französisch-Grau gestrichen und trug in aufgesetzten Metalltypen, klar und scharf wie ein neues Messer, die Aufschrift „Organisation Carne GmbH., Gerald C. Carne, Direktor." Darunter etwas kleiner: „Eingang." Es hätte ein Finanzierungsunternehmen sein können.

Den Klienten der Organisation Carne wurden nicht unter hundert Eier pro Tag berechnet, und sie erwarteten, in ihren Wohnungen bedient zu werden. Sie gingen nicht hin und setzten sich ins Wartezimmer. Carne war ein Oberst a. D. von der Militärpolizei, ein großer, rot-weißer Kerl, hart wie ein Brett. Er hatte mir einmal eine Stellung angeboten, doch ich war noch nie so übel dran gewesen, daß ich sie genommen hätte. Man kann auf hundertneunzig Arten ein Aas sein, und Carne kannte sie alle.

Ein Zwischenfenster aus gerieftem Glas schob sich auf, und ein Empfangsmädchen schaute zu mir heraus. Sie hatte ein eisernes Lächeln und Augen, die einem das Geld in der Gesäßtasche zählen konnten.

„Guten Morgen. Kann ich Ihnen helfen?"

„Zu George Peters, bitte. Mein Name ist Marlowe."

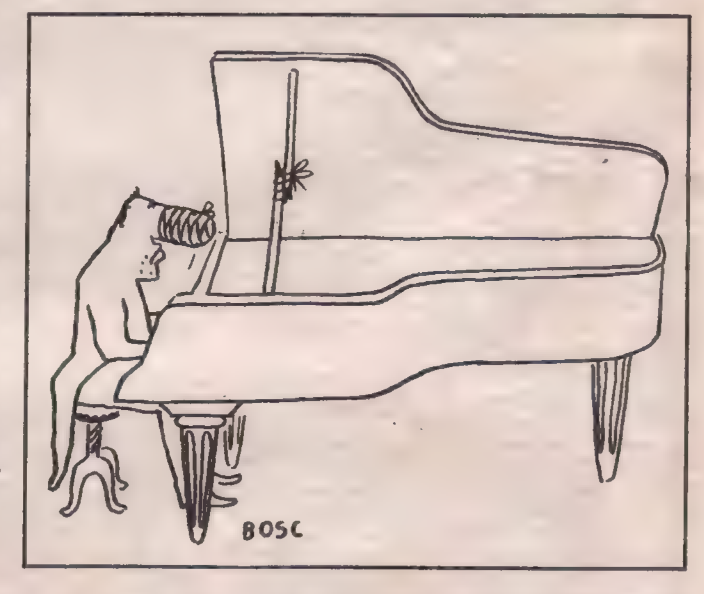
Sie legte ein grünledernes Buch auf das Schalterbrett. „Erwartet er Sie, Mr. Marlowe? Ich finde Ihren Namen nicht auf der Terminliste."

„Es handelt sich um eine persönliche Angegelenheit. Ich habe gerade am Telefon mit ihm gesprochen."

„Ach so. Wie schreibt sich Ihr Name, Mr. Marlowe? Und Ihr Vorname bitte?"

Ich nannte ihn ihr. Sie schrieb ihn auf ein langes, schmales Formular und schob dann den Rand unter einen Uhrzeitstempel.

Eine Minute später öffnete sich eine Tür in der Wandtäfelung, und Peters winkte mich in einen schlachtschiffgrauen Korridor mit Bürozimmerchen zu beiden Seiten, die wie Zellen aussahen. Sein Zimmer hatte Schalldichtungsplatten an der Decke und enthielt einen grauen Stahlschreibtisch mit zwei dazu passenden Stühlen, eine graue Diktiermaschine auf einem grauen Gestell, ein Telefon und eine Schreibtischgarnitur von derselben Farbe wie Wände und Fußboden. An den Wänden hingen zwei gerahmte Fotografien, eine von Carne in Uniform mit dem weißen Polizeihelm auf dem Kopf und eine von Carne als Zivilist, mit undurchdringlichem Blick hinter einem Schreibtisch sitzend. Ebenfalls gerahmt an der Wand hing ein kleiner anfeuernder Spruch in stahlartigen Lettern auf grauem Hintergrund. Er lautete:



„Ein Carne-Angestellter befleißigt sich jederzeit und überall strengster Korrektheit in Sprache, Kleidung und Auftreten. Diese Regel kennt keine Ausnahme."

Peters durchquerte mit zwei langen Schritten das Zimmer und schob eines der Bilder beiseite. Dahinter in die graue Wand eingelassen war ein graues Mikrofongerät. Er zog es heraus, machte einen Draht los und schob es an seinen Platz zurück. Er rückte das Bild wieder davor.



„Jetzt wäre ich schon arbeitslos", sagte er, „wenn der Hund nicht weg wäre, um für irgendeinen Filmschauspieler eine Anzeige wegen Trunkenheit am Steuer auszubügeln. Sämtliche Mikrofonschalter sind in seinem Zimmer. Er hat den ganzen Laden mit Drähten ausstaffieren lassen. Neulich hab ich ihm vorgeschlagen, er sollte im Empfangsraum eine Mikrofilmkamera mit infrarotem Licht hinter einem durchsichtigen Spiegel einbauen lassen. Der Gedanke hat ihm nicht so recht zugesagt. Vielleicht weil jemand anders ihn gehabt hatte."

Er ließ sich auf einem der harten grauen Stühle nieder. Ich glotzte ihn an. Er war ein spindliger Mensch mit langen Beinen, einem knochigen Gesicht und zurückweichendem Haar. Seine Haut hatte das verwitterte Aussehen eines Mannes, der viel im Freien gewesen ist, bei jedem Wetter. Er hatte tiefliegende Augen und eine Oberlippe, die fast so lang war wie seine Nase. Wenn er grinste, verschwand die untere Hälfte seines Gesichtes in zwei gewaltigen Furchen, die von seinen Nasenflügeln zu den Ecken seines breiten Mundes liefen.

„Wie können Sie denn das aushalten?" fragte ich ihn.

„Setzen Sie sich hin, mein Lieber! Atmen Sie ruhig, sprechen Sie leise und denken Sie dran, daß ein Carne-Angestellter sich zu einem miesen Schnüffler wie Ihnen so verhält wie Toscanini zum Äffchen eines Drehorgelmannes." Er hielt inne und grinste. „Ich halte es aus, weil mir alles wurscht ist. Es bringt ganz schön was ein, und wenn Carne sich eines Tages zu benehmen anfängt, als wenn er sich einbildete, ich wäre ein Sträfling in diesem superstrengen Gefängnis, das er während des Krieges in England unter sich gehabt hat, dann laß ich mir eben mein Geld auszahlen und haue ab. — Was haben Sie denn für einen Kummer? Ich höre, Sie sind vor eine Weile mal schlimm dran gewesen."

„Darüber nörgle ich nicht. Ich würde gern mal in euren Ordner über Gitterfensterärzte reingucken. Ich weiß, daß ihr so was habt. Eddie Dowst hat's mir erzählt, nachdem er von euch weg war."

Er ging hinaus, und ich starrte auf den grauen Papierkorb und das graue Linoleum und die grünen Lederecken der Schreibunterlage. Peters kam mit einem grauen Pappordner in der Hand zurück. Er legte ihn vor mich hin.

„Was wollen wir nun eigentlich hiermit?"

„Ich bin auf der Suche nach einem gutsituierten Alkoholiker mit kostspieligen Gelüsten und dem nötigen Geld, sie zu befriedigen. Bis jetzt hat er sich noch nicht mit Zechprellerei abgegeben. Ich habe jedenfalls nichts davon gehört. Er hat gewalttätige Anwandlungen, und seine Frau macht sich Sorgen um ihn. Sie glaubt, er hat sich in irgendeinem Entziehungs-Etablissement verkrochen, aber sie weiß es natürlich nicht genau. Der einzige Anhaltspunkt, den wir haben, ist ein Zettel, auf dem ein „Dr. V." genannt wird. Bloß der Anfangsbuchstabe. Der Mann, den ich suche, ist jetzt drei Tage weg."

Peters starrte sich nachdenklich an. „Das ist doch noch nicht zu lange", sagte er. „Was ist denn daran schon besorgniserregend?"

„Wenn ich ihn finde, kriege ich Honorar."

Er sah mich noch eine Weile an und schüttelte den Kopf. „Ich kapier's nicht, aber das macht ja nichts. Wollen wir mal sehen." Er begann in dem Ordner zu blättern. „Es ist nicht ganz so einfach", sagte er. „Diese Leute kommen und gehen. Ein einzelner Brief ist kein großer Anhaltspunkt." Er nahm eine Seite aus dem Ordner heraus, blätterte weiter, nahm noch eine heraus und schließlich eine dritte.

„Drei hätten wir hier", sagte er. „Dr. Amos Varley, Facharzt für Knochenkrankheiten. Großes Haus in Altadena. Macht oder machte jedenfalls früher Nachtbesuche für fünfzig Dollar. Zwei geprüfte Schwestern. Hat vor ein paar Jahren einen Kladderadatsch mit dem Rauschgiftdezernat gehabt und sein Giftbuch abgeben müssen. Diese Angaben sind aber nicht mehr ganz neuen Datums."

Ich schrieb mir den Namen und die Adresse in Altadena auf.

„Dann hätten wir Dr. Lester Vukanich. Hals-Nasen-Ohren, Stockwell-Bau am Hollywood Boulevard. Der ist ein Pfiffikus. Hauptsächlich ambulante Praxis. Scheint gewissermaßen spezialisiert zu sein auf chronische Migräne. Ganz saubere Methode. Man kommt hin und klagt über Kopfschmerzen, und er spült einem die Nasenhöhlen aus. Vorher muß er natürlich mit Novokain betäuben. Aber wenn der Patient ihm sympathisch ist, braucht's

ja nicht unbedingt Novokain zu sein. Kapiert?"

„Klar." Ich schrieb es mir ebenfalls auf.

„Das ist gut!" fuhr Peters fort, während er weiterlas. „Offensichtlich macht ihm der Nachschub Schwierigkeiten. Deshalb geht unser Dr. Vukanich gern vor der Küste von Ensenada fischen und fliegt mit seinem eigenen Flugzeug hin."

„Ich glaube, lange würde er nicht machen, wenn er das Zeug selber beischafft", sagte ich.

Peters dachte darüber nach und schüttelte den Kopf. „Ich glaube, da bin ich anderer Meinung. Er könnte ewig machen, wenn er nicht zu geldgierig ist. Seine einzige wirkliche Gefahr ist ein unzufriedener Kunde — Verzeihung, ich meine Patient —, aber wahrscheinlich versteht er's. Er sitzt seit fünfzehn Jahren in derselben Praxis. Unser letztes Opfer heute ist ein Mann namens Verringer. Der Kollege, der die Eintragung über ihn gemacht hat, ist schon lange nicht mehr da. Anscheinend hat sich eine dichtende Dame eines Tages auf Verringers Farm im Sepulveda Canyon das Leben genommen. Er betreibt eine Art Künstlerkolonie für Schriftsteller und solche, die Weltabgeschiedenheit und eine kongeniale Atmosphäre suchen. Mäßige Preise. Scheint in Ordnung zu sein. Er nennt sich Doktor, aber er hat keine medizinische Praxis. Vielleicht ist er Dr. phil. Offen gestanden, ich weiß nicht, warum er hier dabei ist. Höchstens, daß mit diesem Selbstmord was gewesen ist." Er griff nach einem Zeitungsausschnitt, der auf ein weißes Blatt aufgeklebt war. „Ach ja, Überdosis Morphium. Kein Anzeichen dafür, daß Verringer was davon gewußt hat."

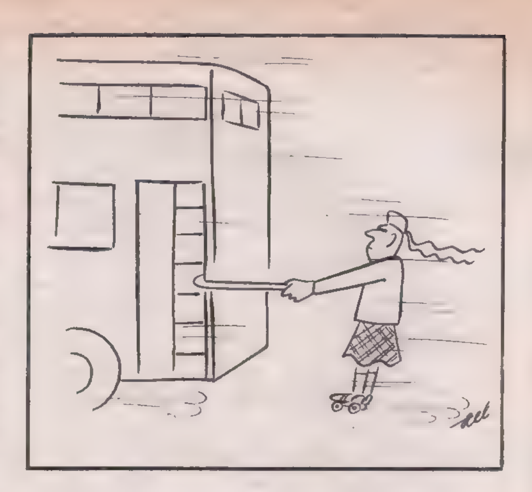
„Verringer gefällt mir", sagte ich. „Er gefällt mir sehr."

Peters machte den Ordner zu und schlug mit der Hand darauf. „Sie haben das hier nicht gesehen", sagte er. Er stand auf und ging aus dem Zimmer. Als er zurückkam, war ich schon auf dem Sprung, mich zu verabschieden. Ich wollte mich bei ihm bedanken, aber er wehrte ab.

„Hören Sie mal", sagte er. „Es muß doch Hunderte von Stellen geben, an denen Ihr Mann sein könnte."

Ich sagte, das wisse ich.

„Ach, übrigens, ich hab was über Ihren Freund Lennox gehört, was Sie vielleicht



interessiert. Einem von unseren Leuten ist vor fünf oder sechs Jahren in New York einer über den Weg gelaufen, auf den die Beschreibung genau paßt. Aber der Kerl hat nicht Lennox geheißen, sagt er, sondern Marston. Natürlich kann er sich auch täuschen. Der Kerl war andauernd besoffen, und da kann man es eigentlich nicht mit Bestimmtheit sagen."

Ich sagte: „Ich bezweifle, ob das derselbe Mann gewesen ist. Warum sollte er denn einen anderen Namen annehmen? Er war im Kriege gewesen, und man könnte darüber in den Akten nachsehen."

„Das hab ich nicht gewußt. Unser Mann ist jetzt gerade in Seattle. Sie können ja mal mit ihm reden, wenn er wiederkommt, sofern Sie Wert drauf legen. Er heißt Ashterfelt."

„Vielen Dank für alles, George! Das sind ziemlich lange zehn Minuten gewesen."

„Vielleicht brauch ich eines Tages mal Ihre Hilfe."

„Die Organisation Carne", sagte ich, „braucht niemals von irgendwem irgend etwas."

Er machte eine ordinäre Geste mit dem Daumen. Ich ließ ihn in seiner metallisch grauen Zelle sitzen und begab mich durch das Wartezimmer hinaus.

*

Auf dem Grunde des Sepulveda Canyons, seitwärts von der Chaussee, waren zwei eckige gelbe Torpfosten. Ein fünf-

balkiger Torflügel hing offen in dem einen von ihnen. Über der Einfahrt war an einem Stück Draht ein Schild aufgehängt: „Privatweg — Betreten verboten." Die Luft war warm und ruhig und von dem Katergeruch der Eukatyptusbäume erfüllt.

Ich bog ein und folgte einem kiesbestreuten Weg seitwärts um eine Anhöhe herum, einen sanften Hang hinan, über eine Bodenwelle und an der andern Seite in ein schattiges Tal hinab. Es war heiß in dem Tal, sechs bis acht Grad heißer als auf der Chaussee. Jetzt übersah ich, daß der kiesbestreute Weg in einer Schleife um ein Rasenstück auslief, das mit ehemals gekalkten Steinen eingefaßt war. Links von mir lag ein leeres Schwimmbecken. Es gibt nichts, was leerer aussieht als ein leeres Schwimmbecken. An drei Seiten war es von den kümmerlichen Resten einer Wiese umgeben, auf der Rotholz-Liegestühle mit arg verblichenen Polstern verteilt standen. Die Polster hatten bunte Farben gehabt, Blau, Grün, Gelb, Orange Rostrot. Ihre Randfassungen hatten sich stellenweise abgelöst, die Knöpfe waren abgeplatzt, und wo das der Fall war, waren die Polster aufgeworfen. An der vierten Seite war der hohe Drahtzaun eines Tennisplatzes. Das Sprungbrett über dem leeren Becken sah ausgeleiert und müde aus. Sein Mantelbelag hing in Fetzen, und die Metallbeschläge waren rostgesprenkelt.

Ich kam zu der Wendeschleife und hielt vor einem Rotholzbau mit rissigem Dach und breiter Vorlaube vor dem Eingang. Der Eingang hatte Gaze-Flügeltüren. Große schwarze Fliegen dösten an der Gaze. Wege führten von hier aus unter die immergrünen und stets staubigen kalifornischen Eichen, und zwischen den Eichen waren ländliche Hütten lose über den Hang der Anhöhe verteilt, manche fast völlig versteckt. Diejenigen, die ich sehen konnte, machten den trübseligen Eindruck von Sommerfrischen-Einrichtungen außerhalb der Saison. Ihre Türen waren zu, ihre Fenster mit vorgezogenen Vorhängen aus Kuttenstoff oder so etwas versperrt. Man konnte den dicken Staub auf ihren Balken beinahe fühlen.

Ich stellte die Zündung ab, blieb sitzen, die Hände am Steuerrad, und horchte. Kein Laut war zu hören. Das Haus schien ebenso tot wie Pharao, nur daß die Türen hinter den Gazetüren offenstanden und daß sich im matten Licht des dahinterliegenden Zimmers etwas bewegte. Dann hörte ich ein leichtes, scharfgestochenes Pfeifen, und die Gestalt eines Mannes zeichnete sich hinter der Gazetür ab, stieß sie auf und schlenderte die Stufen herab. Er war sehenswert. Er hatte einen flachen schwarzen Gaucho-Hut mit dem Leinenriemen unterm Kinn auf. Er hatte ein weißes Seidenhemd an, makellos sauber, am Halse offen, mit engen Manschetten und weiten Pluderärmeln darüber. Um seinen Hals war ein schwarzer Fransenschal ungleichmäßig verknotet, so daß ein Ende kurz war und das andere fast bis zur Taille herabhing. Er hatte eine breite schwarze Schärpe um und schwarze Hosen an, eng an den Hüften anliegend, kohlschwarz und an der Seite herab mit Goldfaden bestickt bis zu der Stelle, wo sie eingeschlitzt und zu beiden Seiten des Schlitzes mit Goldknöpfen lose beklimpert waren. An den Füßen hatte er Tanzpumps aus Kunstleder.

„Und Sie behaupten, die Tiere zu lieben!"

Er blieb am Fuß der Treppe stehen und sah mich an, immer noch pfeifend. Er war schlank wie eine Gerte. Er hatte die größten und leersten rauchfarbenen Augen, die ich je gesehen hatte. Sie lagen unter landen, seidigen Wimpern. Seine Züge waren regelmäßig und wohlgeformt, doch nicht süßlich.

Seine Nase war gerade und beinahe, aber doch nicht ganz dünn zu nennen. Stattliche Lippen bildeten seinen Mund. Am Kinn hatte er ein Grübchen, und die kleinen Ohren schmiegten sich anmutig an seinen Kopf. Seine Haut war von jener frischen, hellen Farbe, an der auch die Sonne nichts ändern kann.

Er setzte sich in Pose, indem er die linke Hand in die Hüfte stemmte und mit der rechten einen schwungvollen Bogen in der Luft beschrieb. „Grüß Gott", sagte er. „Wunderschöner Tag, was?"

„Bißchen heiß für mich hier drin."

„Ich hab Hitze gern." Die Feststellung war einfach und endgültig und beendete die Diskussion. Was ich gern hatte oder nicht gern hatte, sich darum zu kümmern, war unter seiner Würde. Er setzte sich auf eine Stufe, brachte irgendwoher eine lange Feile zum Vorschein und begann sich die Fingernägel zu feilen. „Sind Sie von der Bank?" fragte er, ohne aufzublicken.

„Ich suche Dr. Verringer."

Er hielt in seiner Feilarbeit inne und blickte in die warme Ferne. „Wer ist das?" fragte er, ohne das geringste Interesse erkennen zu lassen.

„Ihm gehört das Grundstück. Sie sind ja verdammt kurz angebunden. Als wenn Sie das nicht wüßten!"

Er machte sich wieder mit der Feile über seine Fingernägel her. „Da haben Sie sich was Falsches erzählen lassen, Süßer. Das Grundstück gehört der Bank. Sie haben den Konkurs beantragt, oder es ist in Zwangsvollstreckung oder so was. Ich weiß die Einzelheiten nicht mehr genau."

Er sah mit der Miene eines Mannes, für den Einzelheiten gar nichts bedeuten, zu mir auf. Ich stieg aus dem Oldsmobile aus und lehnte mich gegen die heiße Tür, rückte dann aber ein Stück weiter, an eine Stelle, wo ein bißchen Luftzug war.

„Was für eine Bank wär denn das?"

„Wissen Sie's nicht, kommen Sie nicht von da. Kommen Sie nicht von da, haben Sie hier nichts zu suchen. Schieben Sie ab, Süßer! Zischen Sie los, aber schnell!"

„Ich muß Dr. Verringer finden."

„Der Laden ist nicht in Betrieb, Süßer. Wie auf dem Schild steht, das ist hier ein Privatweg. Irgendein Heini hat das Tor abzuschließen vergessen."

„Sind Sie der Verwalter?"

„Sozusagen. Hören Sie auf mit der Fragerei, Süßer! Mir gehen leicht die Nerven durch."

„Was machen Sie denn, wenn Sie wild werden — tanzen Sie etwa mit einem Maulwurf Tango?"

Er stand plötzlich anmutig auf. Er lächelte einen Augenblick lang, ein leeres Lächeln. „Anscheinend muß ich Sie in Ihr olles Kabriolett zurückschmeißen", sagt er.

„Später. Wo kann ich Dr. Verringer wohl jetzt antreffen?"

Er steckte die Feile in sein Hemd, und an ihre Stelle in seiner rechten Hand trat etwas anderes. Eine kurze Bewegung, und er hatte einen blitzenden Messingschlagring in der Faust. Die Haut über seinen Wangenknochen war straffer, und tief in seinen großen, rauchigen Augen glomm eine Flamme. Er trottete auf mich zu. Ich trat zurück, um mehr Platz zu haben. Er hörte nicht auf zu pfeifen, doch das Pfeifen war hoch und schrill.

„Wir brauchen uns nicht zu zanken", sagte ich zu ihm. „Wir haben gar keinen Grund, uns zu zanken. Und Sie könnten mir eigentlich von diesen schönen Buchsen was ab-, geben." Er war flink wie ein Blitz. Er kam mit einem glatten Sprung auf mich zu, und seine linke Hand schoß sehr schnell heraus. Ich erwartete einen Stoß und bog meinen Kopf genügend zur Seite, aber worauf er es abgesehen hatte, war mein rechtes Handgelenk, und er bekam es auch zu fassen. Einen festen Griff hatte er außerdem. Er brachte mich mit einem Ruck aus dem Gleichgewicht, und die Hand mit dem Messingschlagring sauste in einem ausholenden Schwinger herum. Ein Schlag auf den Hinterkopf mit dem Ding, und ich war ein kalter Mann. Wenn ich den Kopf einzog, mußte er mich auf die Seite des Gesichts oder auf den Oberarm unterhalb der Schulterspitze treffen. Es wäre ein toter Arm oder — je nachdem — ein totes Gesicht gewesen.

In solcher Lage kann man nur eins tun. Ich gab seinem Ziehen nach. Im Vorbeikommen blockierte ich ihm den linken Fuß von hinten, griff nach seinem Hemd und hörte, wie es riß. Etwas traf mich am Nacken, doch es war nicht das Metall. Ich wirbelte nach links herum, und er stürzte zur Seite, landete wie eine Katze und war schon wieder auf den Füßen, ehe ich auch nur halb das Gleichgewicht wiedergefunden hatte. Er grinste jetzt. Er freute sich über alles. Seine Tat fand er herrlich. Er kam schnell auf mich zu.

Eine kräftige, bullige Stimme rief von irgendwoher: „Earl! Hör sofort auf damit! Sofort, hast du gehört?"

Der Gaucho-Jüngling hörte auf. So etwas wie ein überdrüssiges Grinsen lag auf seinem Gesicht. Er machte eine rasche Bewegung, und der Messingschlagring ver-

schwand in der breiten Schärpe um seinen Hosenbund.

Ich wandte mich um und sah einen massiven Brocken von Mann in einem Hawaii-Hemd, der auf einem der Wege auf uns zueilte und mit den Armen fuchtelte. Er kam heran und atmete ein wenig rasch. „Bist du verrückt, Earl?"

„Sagen Sie das ja nicht, Doktor!" sagte Earl leise. Dann lächelte er, wandte sich ab und setzte sich auf die flachen Stufen vor dem Hause. Er nahm den flachen Hut ab, zog einen Kamm hervor und begann sich mit geistesabwesender Miene sein dickes, dunkles Haar zu kämmen. Nach ein paar Sekunden fing er leise zu pfeifen an.

Der rundliche Mann in dem grellen Hemd stand da und sah mich an. Ich stand da und sah ihn an.

„Was geht denn hier vor?" brummte er. „Wer sind Sie?"

„Mein Name ist Marlowe. Ich hab nach Dr. Verringer gefragt. Der Bursche, den Sie Earl rufen, hat ein bißchen spielen wollen. Mir scheint, es ist zu heiß."

„Ich bin Dr. Verringer", sagte er mit Würde. Er wandte den Kopf. „Geh ins Haus, Earl!"

Earl stand langsam auf. Er warf einen nachdenklichen, musternden Blick aus seinen großen, rauchigen, ausdrucksleeren Augen auf Dr. Verringer. Dann ging er die Stufen hinauf und zog die Gazetür auf. Eine Wolke von Fliegen summte böse und ließ sich dann wieder auf der Gaze nieder, als die Tür zuging.

„Marlowe?" Dr. Verringer wandte mir wieder seine Aufmerksamkeit zu. „Und was kann ich für Sie tun, Mr. Marlowe?"

„Earl sagt, Sie sind hier außer Betrieb."

„Das stimmt. Ich warte nur noch auf gewisse juristische Formalitäten, ehe ich ausziehe. Earl und ich sind allein hier."

„Das enttäuscht mich aber", sagte ich und machte ein enttäuschtes Gesicht. „Ich dachte, ein Mann namens Wade hielte sich bei Ihnen auf."

Er hob ein Paar Augenbrauen, für die sich ein Bürstenfabrikant interessiert hätte. „Wade? Es kann schon sein, daß ich jemanden dieses Namens kenne — es ist ja ein ziemlich häufiger Name —, aber warum soll er sich bei mir aufhalten?"

„Wegen der Kur."

Er runzelte die Stirn. Wenn einer solche Augenbrauen hat, kann er einem wirklich ein Stirnrunzeln hinlegen. „Ich bin Mediziner, Mr. Marlowe, aber ich praktiziere nicht mehr. Was für eine Kur meinten Sie denn?"

„Der Mann ist ein Säufer. Er schnappt von Zeit zu Zeit über und verschwindet. Manchmal kommt er von selber wieder nach Hause, manchmal wird er nach Hause gebracht, und manchmal muß man ihn erst ein bißchen suchen." Ich zog eine Geschäftskarte hervor und überreichte sie ihm.

Er las sie nicht sehr erfreut.

(FORTSETZUNG IM NÄCHSTEN HEFT)

DESINFEKTION

KOS

Vor dem Kampf

Die Sterne lügen nicht...

DIE WOCHE VOM 6. BIS 12. MÄRZ 1955

Die Konstellationen für diese Tage sind ausgesprochen unfreundlich. Umgruppierungsbestrebungen erzeugen Unruhe, erregen Besorgnis und sind vielleicht mit Auseinandersetzungen verbunden, die in ihrer Massivität schwer überboten werden können. Die Kluft zwischen dem Osten und dem Westen dürfte selbst den größten Optimisten im Augenblick unüberbrückbar erscheinen. Der Glaube an die Möglichkeit einer ehrlichen Verständigung kann sich in keiner der Machtgruppen durchsetzen. Allgemein läßt die psychische Verfassung zu wünschen übrig. An persönlichen und gesellschaftlichen Skandalen wird kein Mangel sein. Kurzum: Spannungen über Spannungen auf allen Gebieten.



STEINBOCK

22.—31. Dezember Geborene: Die Leute, die an Ihnen interessiert sind, werden sich nicht kleinlich zeigen, wenn Sie ihnen Ihre neuen Pläne eröffnen. Am 6./7. und 11./12. III. lassen sich vielleicht die ersten festeren Abmachungen treffen. Der 9. bis 10. III. ist ungünstig.

1.—9. Januar Geborene: An Ihrer rechtlichen Position gibt es nichts zu rütteln. Wichtiger ist aber noch, daß sich Ihr persönliches Ansehen in der letzten Zeit entscheidend erhöht hat. Begehen Sie am 7./8. III. keine Indiskretion.

10.—20. Januar Geborene: Sie gefallen sich in der Rolle des Unverstandenen. Aparte Erklärungen, mit denen Sie Ihre Freunde überraschen, haben einen schwer ergründlichen Sinn. Lassen Sie vor allem am 10./11. III. diese Späße.



WASSERMANN

21.—29. Januar Geborene: Bei Ihnen scheint es im Augenblick drunter und drüber zu gehen. Jedenfalls müssen Sie sich auf einige weitere dramatische Szenen gefaßt machen. Am 9./10. III. wäre es besser, Sie suchten eine andere Umgebung auf.

30. Januar bis 8. Februar Geborene: Leider läßt man Sie nicht so frei schalten und walten, wie Sie es sich wünschen. Daß die Bevormundungen unsachlicher Art sind, verdrießt Sie besonders. Sie müssen aber bei der Stange bleiben.

9.—18. Februar Geborene: Sie möchten einen Instanzenweg vermeiden. Das haben auch schon andere vor Ihnen versucht, und es ist nicht geglückt. Also ist Ihnen nur zu raten, die Geduld nicht zu verlieren. Vorsichtig am 6./7. III.



FISCHE

19.—27. Februar Geborene: Sie haben einen guten Anfang gemacht, weitere Erfolge werden nicht lange auf sich warten lassen. Am 6./7. III. fällt Ihnen etwas zu, ohne daß Sie auch nur eine Hand zu rühren brauchen. Der 11./12. III. wirft vielleicht sogar noch mehr ab.

28. Februar bis 9. März Geborene: Es könnte sein, daß Sie in diesen Tagen in einer wichtigen Angelegenheit mit zu Rate gezogen werden. Das hätte für Ihre Zukunft eine verheißungsvolle Vorbedeutung. Der 7./8. III. bringt Glück.

10.—20. März Geborene: Selbst wenn sich jetzt nichts ereignen sollte, was von besonderer Wichtigkeit für Sie ist, brauchen Sie keine Sekunde daran zu zweifeln, daß Ihre Chancen unverändert groß sind. Der 8./9. III. bestätigt es.



WIDDER

21.—30. März Geborene: Man schätzt Sie nicht nur als Kollege, sondern fühlt sich Ihnen darüber hinaus auch freundschaftlich verbunden. Am 9./10. III. bieten sich Ihnen neue Möglichkeiten, Ihr Arbeitsfeld zu erweitern. Hoffentlich werten Sie einen Tip richtig.

31. März bis 9. April Geborene: Sie befinden sich in guter Form, Ihre Rechtslage nimmt sich jetzt viel besser aus als noch vor kurzem. Wirtschaftlich haben Sie noch aufzuholen. Gehen Sie am 10./11. III. behutsam vor.

10.—20. April Geborene: In einer persönlichen Beziehung scheinen Spannungen aufgetreten zu sein. Das macht Ihre Lage leider recht kompliziert. Die Freundlichkeiten des 6./7. III. sollten Sie nicht überschätzen. Der 10. III. bringt mehr.



STIER

21.—29. April Geborene: Bei Ihnen ist die Mißstimmung augenblicklich vorherrschend. Selbst eine Verständigung über die einfachsten Dinge stößt auf Schwierigkeiten. Der 6./7. III. bringt Sie nur vorübergehend auf andere Gedanken. Der 11./12. III. ist kritisch.

30. April bis 9. Mai Geborene: Guten Ratschlägen zeigen Sie sich unzugänglich. Das haben Ihre Freunde eigentlich nicht verdient. Denn nicht sie tragen ja die Schuld daran, daß manches nicht nach Ihrem Kopf gegangen ist.

10.—20. Mai Geborene: Wenn Sie den Anschluß nicht versäumen wollen, müssen Sie Ihr Tempo etwas beschleunigen und entschieden gradliniger auf Ihr Ziel lossteuern. Am 6./7. III. versucht man, Sie in eine Falle zu locken.

ZWILLINGE

21.—30. Mai Geborene: Andere kommen mit ihren Nöten zu Ihnen. Das ist zwar ein Vertrauensbeweis, aber vielleicht entstehen Ihnen auch einige Scherereien dadurch. Der 6./7. III. hat belastende Tendenzen, am 9./10. III. stehen Sie über der Sache.

31. Mai bis 9. Juni Geborene: Sie haben gründliche Vorarbeit geleistet und auch nicht versäumt, Beziehungen zu intensivieren. Um den guten Ausgang des 6. III. brauchen Sie keine Sorgen zu haben. Der 7./8. III. behindert Sie allerdings.

10.—20. Juni Geborene: Manches trifft leider nicht so ein, wie Sie es sich vorgestellt haben. Am 8./9. III. werden Sie zum Beispiel zusehen müssen, wie die anderen das Rennen machen. Erst der 10./11. III. bringt Sie wieder an den Start.



KREBS

21. Juni bis 1. Juli Geborene: Grundsätzlich hat sich für Sie nichts zu Ihrem Nachteil verändert. Sollten einige Unstimmigkeiten auftreten, haben Sie die sich selbst zuzuschreiben. Mit dem 11./12. III. dürfte alles wieder in schönster Ordnung sein.

2.—11. Juli Geborene: Einiges deutet darauf hin, daß Sie etwas verschleiern wollen. Sie wissen hoffentlich genau abzuschätzen, was Sie sich herausnehmen dürfen. Nur vom 7./8. III. steht fest, daß das Glück auf Ihrer Seite ist.

12.—22. Juli Geborene: Sie haben sich ein Programm zusammengestellt, daß selbst mit größter Energie nicht termingerecht abzuwickeln ist. Daraus erwachsen Ihnen jedoch keine Nachteile. Seien Sie besonders am 8./9. III. aufmerksam.

LÖWE

23. Juli bis 1. August Geborene: Sie beklagen sich über ungerechte Behandlung. Mit Gleichmut hinzunehmen, was man Ihnen angetan hat, ist auch wirklich zuviel verlangt. Meinungsverschiedenheiten werden noch wachsen. Am 11./12. III. wissen Sie keinen Weg.

2.—12. August Geborene: Dem momentanen Frieden ist ganz und gar nicht zu trauen. Sie sollten jedes Wort auf die Goldwaage legen. Besonders am 5./6. III. wartet man nur auf die Gelegenheit, daß man Ihnen ein Bein stellen kann.

13.—23. August Geborene: Eröffnungen, die man Ihnen macht, werden Sie sehr interessieren. Wahrscheinlich haben Sie Lust, bei dieser Sache mitzumachen. Gehen Sie aber vor dem 10./11. III. noch keine festen Bindungen ein.

JUNGFRAU

24. August bis 2. September Geborene: Man kommt Ihnen weit entgegen. Sie sollten das anerkennen, anstatt es mit erhöhten Forderungen zu quittieren. Der 6./7. III. wird ganz in Ihrem Sinne verlaufen. Zu Konflikten anderer sollten Sie nicht Stellung nehmen.

3.—12. September Geborene: Diese Tage könnten Ihnen einen großen Erfolg schenken. Ein neuer Abschnitt würde damit für Sie beginnen. Genauere Auskunft dürfte der 7./8. III. erteilen. Der 12. III. befreit von einer weiteren Last.

13.—23. September Geborene: Sie sollten einmal persönlich vorstellig werden, dann läßt sich vielleicht alles zwanglos regeln. Am 8./9. III. sollten Sie sich, falls man Sie auffordert, bedingungslos zur Verfügung stellen.

WAAGE

24. September bis 2. Oktober Geborene: Sie haben eine Reihe von ausnehmend freundlichen und harmonischen Tagen vor sich. So etwas gab es eigentlich schon lange nicht mehr bei Ihnen. Am 9./10. III. dürfen Sie sich etwas wünschen, was Ihnen besonders am Herzen liegt.

3.—12. Oktober Geborene: Vertragliche Bindungen engen Sie ein, aber am 5./6. III. hindert Sie das wahrscheinlich nicht daran, sich eine Freiheit herauszunehmen. Am 10./11. III. machen Sie eine Erfahrung, die Sie beglückt.

13.—23. Oktober Geborene: Allmählich finden Sie wieder mehr Hilfen. Es war auch die höchste Zeit. Persönlich aufzutreten, ist jedoch noch nicht ratsam. Deshalb fallen aber die Gewinne am 6./7. und 10./11. III. nicht kleiner aus.

SKORPION

24. Oktober bis 1. November Geborene: Etwas Privates bereitet Ihnen mehr und mehr Sorge. Auf der Stelle einen Ausweg zu finden, wird kaum gelingen. Der 6./7. III. meint es zwar gut mit Ihnen, dafür ist aber am 11./12. III. um so größere Vorsicht geboten.

2.—11. November Geborene: Durch ein zufälliges Zusammentreffen glücklicher Umstände nimmt sich Ihre Lage jetzt etwas rosiger aus. Daß ein unguter Fall aber damit nicht behoben ist, führt Ihnen schon der 12. III. wieder vor Augen.

12.—22. November Geborene: Sie haben ausgesprochenes Glück. Obwohl Sie am 5./6. III. noch nicht die geringste Chance haben, sind Sie bereits am 8./9. III. Ihren Gegnern, die Ihnen so arg mitspielten, wahrscheinlich eindeutig überlegen.

SCHÜTZE

23. November bis 1. Dezember Geborene: Warum Sie sich gekränkt fühlen, dürfte niemand verstehen, und Sie werden es auch keinem einleuchtend erklären können. Dabei bringt Ihnen die Woche unter Umständen gleich eine ganze Serie ungewöhnlicher Erfolge.

2.—11. Dezember Geborene: Sie steuern einen Zickzackkurs, obwohl Sie wissen, daß man gerade daran Anstoß nimmt. Am 5./6. III. sind alle für Sie, am 7./8. III. können Sie alle gegen sich haben. Auch das ändert sich aber wieder.

12.—21. Dezember Geborene: Die Verbindungen, die Sie aufgenommen haben, erweisen sich als immer wertvoller. Am 6./7. und 10./11. III. könnten sich selbst Erwartungen erfüllen, die nicht gerade bescheiden zu nennen sind.

HOROSKOPISCHE HINWEISE FÜR NEUE ERDENBURGER
GEBOREN ZWISCHEN 6. UND 12. MÄRZ 1955

Das Leben dieser Kinder dürfte sich ausnehmend bunt und interessant entwickeln. Sie haben eine leidenschaftlich geartete Natur. Selten wird es vorkommen, daß sie sich mit dem, was sie gerade tun oder besitzen, zufrieden geben. Daß sie sich je ein geordnetes Dasein wünschen könnten, ist eine unmögliche Vorstellung für sie. Sie dazu zu nötigen, als Ausgleich zu ihrem Wesen einen möglichst nüchternen Beruf zu ergreifen, wäre völlig verkehrt. Es stürzte sie nur in schwere seelische Konflikte. Am meisten liegen ihnen Aufgaben, die zu ihrer Bewältigung neben einer wachen Intelligenz viel Temperament und Phantasie erfordern. Für alle ist der Ehrgeiz eine starke Antriebskraft. Die Mädchen der Woche kümmern sich vielleicht manchmal etwas zu wenig darum, wie ihre Umgebung sie beurteilt. Sie müssen einsehen lernen, daß ihnen das nicht völlig gleichgültig sein kann.

Alle Ampeln

Die wahre Geschichte (65)

Neun Minuten vor der Landung in ... gieren war Marcella Mariani, Italiens

Signora, Sie werden es nicht schaffen. Glauben Sie einem alten Hotelportier. Ich kenne das. Die Lichtsignale an den Kreuzungen sind immer Feinde aller, die es eilig haben; denn dann leuchten sie immer nur rot."

Er lächelt aus seiner Loge zu dem Mädchen herüber; die Falten rund um seine Augen ziehen sich dabei zusammen wie ein feines Netz, und in seiner Stimme, die in vorzüglichem Italienisch Erfahrungen mit den Signalen an den Kreuzungen verkündet hat, bleibt etwas nach, eine unausgesprochene Aufforderung: es hat doch keinen Zweck, Mädchen, bleib lieber hier.

Aber das Mädchen lächelt dem Portier im Hotel de Flandre am Place Royal in Brüssel ebenso herzlich zu.

„Ich werde in Rom erwartet", sagt es leise, „und außerdem ...", hier bricht das Mädchen ab und schaut den Portier in seiner grünen Livree an, als bäte sie ihn um Verzeihung, „und außerdem hatte ich bisher immer Glück."

Der Portier verbeugt sich. „Ein Taxi für Signora Mariani!" schmettert er durch die Halle. Der Ruf fliegt weiter wie eine Stafette.

„Ein Taxi für Signora Mariani!" kräht einer der Pagen neben der großen Drehtür, und seine Stimme überschlägt sich fast dabei.

„Ein Taxi für Signora Mariani!" sagt draußen ein Echo, und dann ist ein Pfiff zu hören aus der Trillerpfeife des zweiten Portiers auf der Straße. Von der Halle aus sieht man den wuchtigen Schatten eines Autos, das gleich darauf vor dem Hoteleingang stoppt. Ein paar Leute blicken auf die Signora Marcella Mariani, als sie jetzt dem Empfangsportier die Hand hinstreckt.

„Danke", sagt sie, „ich danke Ihnen. Sie waren so lieb zu mir."

Der Portier kommt aus seiner Loge hervor. Er könnte der Großvater der kleinen Signora aus Rom sein. Er schreitet vor ihr her wie ein Hofmarschall. Er bahnt ihr einen Weg; denn auf einmal sind viele Menschen in der Halle, lächelnde Menschen. Einer hebt grüßend die Hand und winkt, und einer ruft „Bravo!", und dann nimmt ein anderer diese Huldigung auf und ruft „Bravissimo!", und alle lachen. Marcella lacht und winkt zurück. Sie folgt dem Portier. Hinter ihr marschieren die Pagen, sieben Pagen, jeder trägt ein Stück von Marcellas Gepäck. Eine Prinzessin auf Reisen. Der Portier bringt Bewegung in die Drehtür. Er reißt den Schlag des Wagens auf, und vielleicht ist er enttäuscht, daß das Taxi ein Cadillac ist und keine Karosse mit sechs Schimmeln. Die Passanten bleiben stehen. Sie freuen sich an dem Schauspiel. Keiner würde sich wundern, wenn sich der Portier jetzt niederbeugen und seine Hände unter den zierlichen Schuh Marcellas legen würde, um sie hineinzuheben in das Gefährt.

waren grün

Rom zerschellte das Flugzeug an einer Felswand. Unter den Passa-

Schönheitskönigin – bei dem ersten und letzten Flug ihres Lebens

Die Pagen reißen die Augen auf. Vielleicht haben sie den Chefportier noch nie seine Loge verlassen sehen. Nun steht er hier auf der Straße, der Diener einer kleinen Prinzessin aus Rom. Er beugt sich hinunter zum Chauffeur:

„Sie fahren zum Flughafen, verstehen Sie mich. Sie fahren, wie Sie noch nie in Ihrem Leben gefahren sind, sonst haben Sie vor meinem Hotel keine Chancen mehr, verstehen Sie mich. In dreißig Minuten startet das Flugzeug dieser Dame. Mit ihr! Haben Sie mich verstanden?"

Als der Wagen davonbraust, ist Marcellas kleines Gesicht unter den schwarzen Haaren dicht an der Fensterscheibe. Ihr Lächeln gilt dem Portier. Aber er sieht es nicht. So tief ist seine Verbeugung.

Genau halb fünf ist es, als der Wagen über den Place Royal fährt, Richtung Flughafen Melsbroeck, der mehr als zehn Kilometer vom Zentrum der Stadt entfernt ist. Es scheint auf dieser Fahrt, als sei den Verkehrsampeln an den Kreuzungen das rote Licht ausgegangen. Kein Polizist reckt seinen Arm dem Taxi entgegen. Es ist grün an allen Ecken. Der Chauffeur stürzt hinein in diesen entfesselten Strom und jagt seinen Cadillac durch die strahlenden Boulevards von Brüssel. Als er vor dem Flughafengebäude bremst, laufen schon die Motoren der riesigen DC 6. Die zwanzig Passagiere für Rom und Leopoldville in Belgisch-Kongo in Afrika haben sich festgeschnallt.

„Wir müssen los, verdammt nochmal", flucht der Kommodore Stephane Stolz, der neben der Treppe steht und ärgerlich auf seine Uhr blickt. Sie zeigt auf eine Minute vor fünf.

„Falls es dich interessiert, es gibt Regen und Sturm über Italien", wirft der Angestellte der Fluggesellschaft hin, der neben dem Kommodore an der Treppe steht und die Liste mit den Namen der Passagiere in die Manteltasche schiebt, weil ihm die Hände frieren.

Der Kommodore blickt wieder auf seine Uhr. „Dieses Weib bringe ich um", sagt er. „Wahrscheinlich kriegt sie ihren Koffer nicht zu, oder so ein Kerl, der sich bei den Abschiedsfeierlichkeiten das Gesicht mit Lippenstift beschmiert hat, kann sich nicht von ihr trennen."

„Da kommt sie ja!" sagt der andere Mann und angelt seine Liste hervor.

Marcella steht atemlos und mit schuldbewußtem Gesicht vor den beiden Männern. „Entschuldigen Sie", sagt sie leise.

„Glück gehabt, meine Dame", strahlt sie der Mann mit der Liste an, „der Kommo-



So kannte sie ganz Italien, *Marcella Mariani, Tochter eines kleinen römischen Stadtschreibers. Zwanzig Jahre war sie alt, als sie jetzt mit dem Unglücksflugzeug am Monte Terminillo abstürzte. Immer hatte sie Glück, immer meinte das Schicksal es mit ihr gut. Ein einziges rotes Ampellicht auf der Jagd durch Brüssel hätte genügt, um Marcella Mariani das Leben zu retten. Aber mit dem Tod kann keiner paktieren*

dore war ganz schön wütend auf Sie." Dabei deutet er auf Stolz, der Marcella Mariani, den verspäteten Passagier voller Bewunderung anstarrt.

„Auf Sie, Mademoiselle, hätte ich noch sehr lange gewartet", brummt er. Dann geleitet er Marcella die Treppe hinauf, dreht sich um und hält seinem grinsenden Kameraden die Faust unter die Nase. „Kanaille!" flüstert er drohend, tippt dann, ebenfalls grinsend, an die Mütze und schließt hinter sich die Kabinentür. Mit zwei Minuten Verspätung verläßt die DC 6 den Flughafen in Brüssel.

Als der Mann vom Flugzeug an seinen Schalter in der Abfertigungshalle zurückkommt, klingelt das Telefon. Der Portier des Hotels de Flandre möchte wissen, ob die Signora Mariani die Maschine erreicht hat.

„Hat sie", sagt der Mann und zerrt den Schal von seinem Hals, „man muß eben Glück haben."

*

„Hat die ein Glück!" raunten die Mädchen, als der Vater Mariani 1951 seine Fünfzehnjährige von der Handelsschule herunternahm. Er konnte sich den Luxus einer Tochter, die in dem Alter noch zur Schule ging, einfach nicht leisten. Er war Stadtschreiber auf dem Katasteramt in Rom und hatte sein Brot schon mit zwölf Jahren verdienen müssen. Marcella war nun fünfzehn. Sie ging von der Schule weg und stand vom nächsten Tage an vor den Schaltern der Statistenbörse in Cinecitta, der römischen Filmstadt. Vater Marianis Rechnung ging auf: Marcella brachte regelmäßig Geld mit nach Hause. Immer wurde sie von den Filmleuten genommen, obwohl sie keine Beziehungen hatte, keine Freunde, keine Gönner. Sie hatte nur große grüne Augen.

Und vielleicht hatte sie Glück.

Irgendwer brachte sie dazu, im Sommer 1953 mitzugehen ins Hotel „Belvedere delle Rose". Die „Miß Cinema" sollte gewählt werden. Marcella holte sich den Titel. Der Filmstar Silvana Mangano saß in der Jury und stimmte für Marcella. Weihnachten fuhr sie nach Cortina d'Ampezzo. Italien suchte die Schönste des Jahres. Wie eine Schlafwandlerin ließ sie alles über sich ergehen. Das Trommelfeuer der Journalisten, die Blitzlichter der Fotografen, den ganzen Rummel, der zu jeder Wahl einer Schönheitskönigin gehört. Sie lächelte, wenn es ihr befohlen wurde. Sie streifte das Kleid von der Schulter, wenn die Fotografen es so haben wollten. Sie ging im Abendkleid über den Laufsteg, und sie rief „Mama, du bleibst bitte hier!" als man sie aufforderte, sich in einem schwarzen Spitzennachthemd vor die Kameras zu stellen. Die Fotos allerdings, die nachher an den Wänden hingen, waren von geradezu entwaffnender Unverfänglichkeit. Jemand prägte das Wort vom „passiven Sex-Appeal". Als sie im Badeanzug auftreten sollte, fing sie an zu weinen.

„Diese Gans!" tobte der Manager der Miß-Italien-Wahl.

„Mein geliebtes Kind!" schluchzte Marcellas kleine dicke Mama.

Als die ersten Bilder von der neuen „Miß Italien 1953", Marcella Mariani im Badeanzug, durch die Zeitungen liefen, erhielt die frischgekrönte Schönheitskönigin ein Telegramm: „SCHÄM DICH STOP KEINE KÜSSE STOP ENNIO."

Dieser Ennio war neunzehn. Schauspieler wollte er werden. („Hören Sie doch nur, Schauspieler!" lachte die dicke Mama bei den Kaufmannsfrauen in der Nachbarschaft. „Schauspieler! Und viel zu jung ist er, und nichts hat er. Ach, heilige Mutter Maria, mußtest du diesen Menschen meiner Marcella über den Weg schicken!")

Ennio war Marcellas erste große Liebe. Er wußte die grünen Augen der Geliebten in griechischem Versmaß zu besingen.

Aber der Vater und die Mutter verboten dem jungen Mann, Marcella zu sehen. Als er dennoch kam, um sie zu einem Spaziergang abzuholen, jagte der Vater ihn fort. Am Abend des gleichen Tages schluckte Marcella zwölf Tabletten. Sie wollte nicht mehr aufwachen. Was bedeutete ihr die Schärpe mit dem goldgestickten „Miß Italia 1953", was war schon der Filmvertrag der LUX, der ihr monatlich 250 000 Lire sicherte?

Sie wollte Ennio heiraten und nichts weiter.

Und jeder sagte doch, sie sei ein Glückskind. Wie konnte sie denn ein Glückskind sein ohne Ennio!

Zwölf Tabletten.

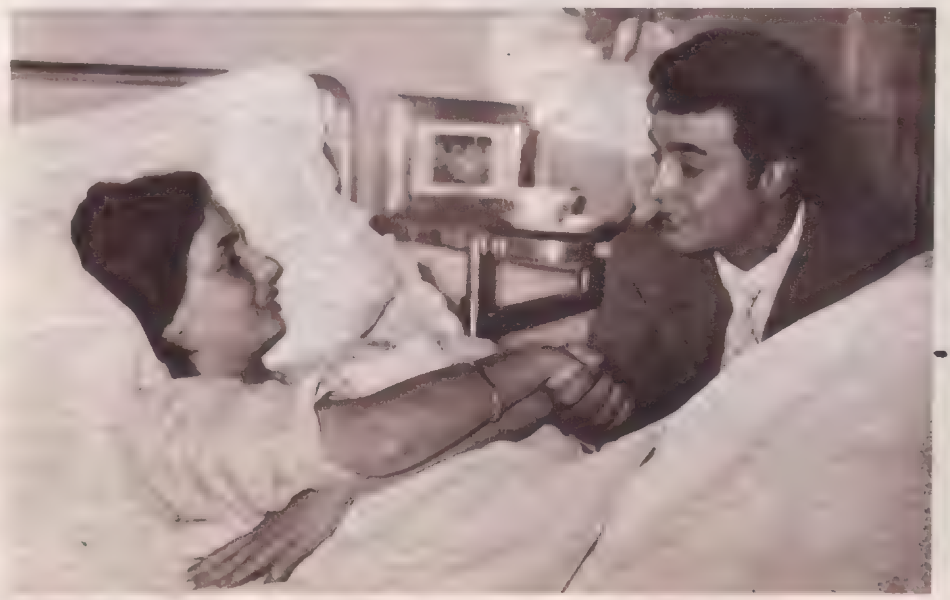
Daß die Mama in die Glasröhre vor Jahr und Tag Tabletten gegen Magenschmerzen hineingesteckt hatte, konnte sie doch nicht wissen. Auch die Mama wußte es nicht mehr, als sie kreischend den Doktor herbeizerrte. Und als Ennio am Bett seiner bleichen und von schrecklichen Magenschmerzen geplagten kleinen Marcella kniete, zwischen dem Papa und der Mama, war das Abenteuer gottlob schon vorbei.

Ob sie doch ein Glückskind war? Sie glaubte es beinahe selbst, als das belgische Außenministerium sie einlud, auf einem Galaball des Internationalen Films in Brüssel Italien zu vertreten. Eigentlich sollte der Star Sophia Loren kommen, aber Sophia mußte absagen. Sie konnte von ihrer Arbeit nicht weg. So ging die Einladung an Marcella.

Marcella sagte glückstrahlend ja. Sie würde wie Gina Lollobrigida ihr Land da draußen repräsentieren, und vielleicht würde auch der Film, den sie neben einigen anderen inzwischen gedreht hatte, in Brüssel gefallen.

Wie eine Königin empfing man sie in Belgien. Das Hotel de Flandre wartete mit einem Appartement. Eine Zofe knixte vor ihr. Minister, Generale und Fürsten baten sie zum Tanz. Von einer Loge aus sah sie die Uraufführung ihres Films „Frauen und

Die Mama *hatte Marcella auf dem Flughafen in Rom erwartet. Als die Nachricht kam, daß die Maschine umgeleitet worden sei, wußte sie gleich, daß Marcella nie mehr zurückkehren würde*



Zwölf Tabletten *sollten der todunglücklichen kleinen Marcella über den Liebeskummer hinweghelfen und sie aus dem Leben mitnehmen. Als sie wieder aufwachte, saß Ennio, der von den Eltern verschmähte Bräutigam, an ihrem Bett. In der Tür standen der Papa und die Mama und gaben ihren Segen*



Und so sieht sie ganz Italien *noch heute, denn Marcella Mariani hat fünf Filme gedreht. Hier eine Szene aus „Frauen und Soldaten", der in Brüssel uraufgeführt wurde und Marcella großen Erfolg einbrachte. Als sie von Brüssel nach Rom flog, wartete auf sie eine neue Filmrolle. Ihr Glück und ihr Aufstieg zum Ruhm schienen gesichert*

Soldaten". In Gegenwart der vielen illustren Gäste sagte der Filmschauspieler, UN-Diplomat Douglas Fairbanks jr.: „Man hat uns diesmal nicht Gina Lollobrigida geschickt. Doch wie wir sehen, ist Italien an Schönheiten unerschöpflich, und ich meine, wir sind zu beneiden, wenn wir Marcella Mariani bei uns haben!" Dann hob er gegen Marcella das Glas, und alle tranken ihr zu und feierten sie als die Schönste. Eine alte florentinische Gräfin, die seit Jahrzehnten in Brüssel lebt, küßte sie und sagte: „Man kommt als Glückskind auf die Welt. Erlernen kann man das nicht."

Eigentlich sollte sie eine Woche bleiben. Aber dann erreichte sie das Telegramm, am 13. Februar um 15 Uhr. Absender war die LUX-Film in Rom. Die Dreharbeiten zu einem neuen Film waren wohl ganz überraschend angesetzt worden: „RUCKKEHRET UMGEHEND STOP ABFLUG BRUSSEL DREIZEHNTER 17.00 UHR."

Um 19 Uhr 50 meldet der Kommodore der Kursmaschine von Brüssel nach Leopoldville dem Kontrollturm des römischen Flughafens Ciampino, daß seine Maschine den Funkleitsender von Viterbo überflogen habe. „ALLES KLAR. AN BORD NICHTS BESONDERES. WIR FLIEGEN OHNE SICHT DURCH STURM UND REGEN, ABER WIR — — —"

Dann reißt die Verbindung ab.

Als in der Flughafenhalle in Rom eine halbe Stunde später über den Lautsprecher bekanntgegeben wird, daß der Sabena-Maschine aus Brüssel wegen des schlechten Wetters ein Ausweichflugplatz zugewiesen worden sei, greift eine kleine dicke Frau, die auf einer Bank sitzt und ein bißchen eingenickt ist, an ihr Herz.

„Nein, heilige Mutter Gottes, nein!" ruft sie, und ihre Augen sind auf einmal weit aufgerissen. Dann fängt sie an zu weinen.

Während eine Stewardeß die Frau zu beruhigen versucht, hat der Großalarm des Luftnotdienstes alle Posten und Meldestellen der Polizei und des Militärs im Umkreis von 200 Kilometern in Bewegung gesetzt. Jener Apparat der Rettungs- und Hilfsbereitschaft beginnt zu laufen, der auf einmal das Geschick des einzelnen in unserer Mitte zu unser aller Geschick werden läßt.

Der Kellner hinter der Espresso-Maschine in der Flughafenhalle winkt mit den Augen zu einem Beamten der Luftpolizei hinüber und deutet auf die weinende Frau.

„Sie ist die Mutter von Marcella Mariani, unserer Miß Italien von 1953. Die Kleine sitzt in der überfälligen Maschine."

„Dio mio santo!" sagt der Polizist leise und bekreuzigt sich.

„Da sollte mein Bruder auch mitfliegen, der Guiseppe, weißt du, der aus Amerika gekommen ist. Aber er hat die Maschine nicht geschafft. Eben haben sie mich antelefoniert." Er blickt schweigend vor sich hin. Der Kellner sieht noch einmal zu der Mama Mariani hinüber, dann drückt er einen Hebel seiner glitzernden Kaffeemaschine herunter und läßt das kochende Wasser herausfahren.

„Ja, Glück muß der Mensch haben", murmelt er vor sich hin.

Was sagt über Kr

Rußland unzensier

Rund 10000 km ist der amerikanische Rechtsanwalt Marschall MacDuffie durch die Sowjetunion gefahren. Das Visum verschaffte ihm Chruschtschew persönlich. Beide hatten sich kurz nach dem Kriege kennengelernt, als Chruschtschew noch Chef der Ukrainischen Regierung und MacDuffie Leiter der UN-Hilfskommission in der Ukraine waren. Jetzt empfing der neue Herr des Kreml den Amerikaner zu einer vierstündigen Unterredung, die wir in der ersten Folge dieses Berichts schilderten. 65 Tage war MacDuffie in Rußland. Er hat sich mit Russen aller Stände unterhalten. Als er nach den USA zurückkam, wurde er gefragt, was das Volk in Rußland über Krieg und Frieden denke. Die Antwort gibt er hier.

2. Fortsetzung

In Moskaus einziger Synagoge hingen „Friedens"-Gebete auf hebräisch und russisch aus. In Baku, 1700 Kilometer entfernt, war ein 70 000 sitziges Stadion nur mit Bildern von Lenin und Stalin dekoriert und zwei riesigen Bannern, eins in aserbeidschanisch, eins in russisch, mit den Worten „Frieden für die Welt". Als ich den berühmten sowjetischen Biochemiker Alexander I. Oparin interviewte, bemerkte ich, daß er zwei Abzeichen auf seinem Rockaufschlag trug — eine Picasso-„Friedenstaube" und eine winzige Schriftrolle mit den Worten „Frieden der Welt".

In Kiew erzählte mir ein Beamter des Kultusministeriums: „Mein Vater, meine Mutter und zwei meiner Brüder wurden im Krieg getötet. Die Menschen in den Vereinigten Staaten haben nicht die ganze Wucht des Krieges gefühlt, aber jeder Russe ist von Tod oder Verwundung berührt worden. Wie können wir etwas anderes als den Frieden wollen?" In Baku fragte mich ein begeisterter junger Dichter: „Haben wir irgendwelche Stützpunkte in der Nähe amerikanischen Gebiets? Wir haben gesehen, wie furchtbar der Krieg war. Wir wollen Frieden, weil wir glücklich leben wollen."

In Stalingrad sagte ein Zeitungsredakteur zu mir: „Diese Stadt kennt den Krieg, trotzdem haben Sie, solange Sie hier sind, keine Luftschutzsirenen gehört. Ich hörte, daß in New York die Sirenen bei Luftschutzübungen heulen."

Der Leiter einer Schule in Moskau meinte: „Ich habe gelesen, daß den Schülern in den Vereinigten Staaten beigebracht wird, sich auf den Klassenzimmer-Fußboden zu legen, um Verletzungen bei einem Atombombenangriff zu vermeiden."

Sobald ich dem gewöhnlichen russischen Bürger zu erklären versuchte, daß die amerikanische Kriegsangst durch das sowjetische Verhalten im Ausland hervorgerufen sei, drückten sie Erstaunen aus, und ständig wurden mir die US-Verteidigungsvorbereitungen vorgeworfen. Eine Unterhaltung, die ich mit einer Gruppe von Moskauer Gerichtsbeamten hatte, war typisch. Ein Inspektor sagte: „Die Vereinigten Staaten haben so viele Soldaten in fremde Länder geschickt, daß, wenn Sie überall nur einen Soldaten hätten, Sie immer noch eine große Armee haben würden." Er setzte hinzu: „Wir haben keine Soldaten in der Nähe der Grenzen Ihres Landes."

Ich antwortete: „Nein, aber es gibt Berichte von sowjetischen Flugzeugen über westlichem Territorium und Berichte von

... der Sowjetbürger ...ieg und Frieden?

...t gesehen von Marschall MacDuffie

Unterseebooten in unseren Gewässern." Worauf der Inspektor zurückgab: „Die amerikanischen Zeitungen haben auch gesagt, der Himmel sei voll von russischen Untertassen — aber wir können sie in der Küche besser gebrauchen."

Daraufhin machte ein älterer Gerichtsangestellter eine Bemerkung, die die Antwort der meisten Russen, mit denen ich sprach, zusammenfaßte. Er sagte: „In der Sowjetunion haben wir keine Zeit für Krieg. Wir müssen aufbauen, nicht zerstören."

*

Aber diese sowjetischen „Friedens"-Reden sind irreführend — weil sie nur eine der beiden Hauptströmungen im russischen Leben von heute darstellen. Die andere fließt direkt entgegengesetzt. Die Sowjetunion erschien mir oft als ein riesiges bewaffnetes Lager, das von Soldaten wimmelte. In Moskau und Minsk waren sie überall, und in anderen Städten bestand in jedem Restaurant etwa ein Viertel der Gäste aus Offizieren. Die Züge waren voll von Rotarmisten. Ein westlicher Geschäftsmann erzählte mir in Moskau: „Ich war in zweiundzwanzig Hauptstädten der Welt, aber ich habe nie einen so hohen Prozentsatz Soldaten gesehen wie hier."

Da standen auf den Zivilflugplätzen von Leningrad und Baku in Reihen ausgerichtete, brandneue Düsenjäger (nahe bei Finnland bzw. dem Iran), und in den Bergen des Kaukasus, nicht weit von der türkischen Grenze, sah ich einen Militärstützpunkt, der vollgestopft war mit blitzblanken Düsenflugzeugen. Düsenflugzeuge jagten auch am Himmel über Moskau und Tiflis dahin.

Ich bin nicht sicher, welche — wenn überhaupt eine — Bedeutung den Flugzeugen und ihrem Standort zuzuschreiben ist, aber ich bin sicher, daß man die Vereinigten Staaten im Sinn hatte, als man sie baute. Die Sowjetpropaganda zielt ständig auf die Amerikaner als den Feind. Ich sah einen Film, in dem gemein aussehende Spione unverkennbar US-Uniformen abwarfen und dann über die Grenze nach Sowjet-Zentralasien einsickerten, vermutlich von Afghanistan her. Sie wurden von heldenhaften sowjetischen Grenzschutzlern gestellt — in der erprobten Weise unserer eigenen westlichen Filme. (Es war aber erschreckend, die Amerikaner als die „bösen Männer" hingestellt zu sehen.)

*

Welcher von den zwei sich widersprechenden Standpunkten — auf der einen Seite der ausgesprochene Wunsch nach Frieden, auf der anderen die grimmige Entschlossenheit zum Krieg und die üble antiamerikanische Propaganda — stellt die wirklichen Gefühle des russischen Volkes dar?

Es besteht kein Zweifel, daß die Durchschnittsmenschen der UdSSR in ihrem Wunsch nach Frieden aufrichtig sind — wie es die Durchschnittsmenschen jeder Nation in der Welt sind. Aber in der Sowjetunion ist der normale Haß gegen den Krieg durch einen unerbittlichen Propagandafeldzug aufgepumpt worden zu etwas, das an Fanatismus grenzt. Frieden ist bei den Russen eine Besessenheit. Ich glaube, daß die Kremlführer vielleicht mit ihrer Fähigkeit rechnen, diesen heftigen Wunsch nach Frieden bei einer später auftretenden Notwendigkeit in ein Gefühl gerechten Zorns umzuschalten, indem sie irgendeine Nation beschuldigen, diesen, von den Russen so hochgehaltenen Frieden gebrochen zu haben. Der Grundstock dafür ist bereits durch die entgegengesetzte Propagandaströmung gelegt, die die amerikanischen Führer als Kriegsgewinnler und Verbrecher hinstellt.

Wenn die russischen Machthaber wirklich ihr Volk auf den Krieg vorbereiten wollen, dann könnten sie genau diese Methode wählen. Die seit Jahren ununterbrochen mit Propaganda durchtränkten Sowjetmenschen scheinen zu glauben, daß ihre Regierung nicht fähig ist, einen Krieg zu beginnen.

Immer wieder sagten Russen zu mir: „Die Sowjetunion hat niemals eine andere Nation angegriffen."

Wenn ich fragte: „Und was ist mit Finnland?" antworteten sie immer: „Finnland wurde von Frankreich und England bestärkt, die Sowjetunion anzugreifen." Sie schienen nichts Unlogisches in der Vorstellung zu finden, daß ein Vier-Millionen-Volk ein 193-Millionen-Volk angreift.

Im Zusammenhang mit diesem doppelbodigen Propagandafeldzug gab mir ein



Friedenstauben *fand der Autor unseres Berichts, MacDuffie, überall, wohin er in Rußland kam. Sogar an dieser Miniatur-Lok im Vergnügungspark für Kinder in Charkow. Er schien geradezu in einen Feldzug für den Frieden geraten zu sein. Gleichzeitig aber marschierten überall Soldaten, und überall sah er die Zeichen der Rüstung. Hier schildert MacDuffie, was Propaganda und was Wahrheit ist*

Plakat an der Mauer eines Klubhauses in Aktjubinsk in Zentralasien am meisten zu denken. Es lautete: „Wir fürchten uns vor keinen Angriffsdrohungen — und wir werden gegen jeden Schlag, der einen neuen Krieg entfesselt, doppelt zurückschlagen."

Der scharfe Kontrast zwischen der „Friedens"-Kampagne und dem „Haßt-den-Westen"-Feldzug ist nur einer der sehr vielen Widersprüche, denen ich in der Sowjetunion begegnet bin. Es ist ein Land der Diskrepanzen — eine Kombination von Altertümlichem und Modernem, Europäischem und Asiatischem, dem Farbigen und dem Farblos-Grauen. Einer der Unterschiede bestand — was nicht erstaunlich ist — zwischen dem, was ich erwartet hatte vorzufinden und was ich vorfand. Ein anderer zwischen dem, was ich mir vorstellen konnte, nachdem ich angekommen war, und dem, was ich tatsächlich sah, als ich Gelegenheit hatte, selbst nachzuforschen.

Kontraste

Ein gutes Beispiel ist das vielgepriesene sowjetische Erholungsheim. Auf diese Einrichtung sind die Russen so stolz, daß sie ihre Herrlichkeiten — zumindest vom Standpunkt eines Mannes aus dem Westen — ziemlich übertreiben. „Die Erholungsheime sind Landsitze, in denen man billige — ja sogar kostenlose — Ferien genießen kann." Nach all dem Gerede dachte ich, es müßte etwas Ähnliches sein, wie die luxuriösen Ferienplätze der westlichen Welt. Schließlich sah ich eins, ganz in der Nähe von Kiew.

Das Kiewer Erholungsheim, das von dem All-Union-Zentralkomitee der Handelsvereinigungen unterhalten wird, besteht aus 15 oder 20 kleinen Gebäuden, die zwischen den Bäumen eines Birkenwaldes verstreut liegen. Es gibt zehn Gästehäuser, eine Speisehalle, ein Klubhaus, eine Krankenabteilung, eine Bibliothek und eine Konzerthalle. Unter den Gästen, die aus allen Teilen der Ukraine kamen, sah ich Arbeiter, Ladenvorsteher, Ingenieure, Ärzte, sogar einen Schriftsteller. Sie schienen wenig zu tun zu haben, außer zu essen und zu schlafen. Es gab in jedem Gästehaus einen Radiolautsprecher, aber der Hauptradioapparat funktionierte nicht. Die Gäste konnten ein wenig Ball spielen oder gelegentlich sich einen Film ansehen oder ein Konzert hören.

In jedem kleinen Zimmer waren sechs oder mehr schmale Betten, so nahe zusammengedrängt, daß zwischen zwei Betten immer nur 60 cm Zwischenraum war. Ich sah keine Schränke; ich nehme an, daß die Kleider im Koffer unter dem Bett aufbewahrt wurden. Mit Familien wird offenbar nicht gerechnet. Die farblos aufgemachten Gästehäuser waren in Männer- und Frauenschlafräume aufgeteilt. Die Mahlzeiten wurden zu festgesetzten Zeiten serviert, und alle Lichter — so erzählte man mir — wurden um 11 Uhr abends gelöscht.

Für einige Leute sind die Erholungsheime tatsächlich kostenfrei oder billig; nämlich für diejenigen Arbeiter, deren Ferienrechnung voll oder teilweise von den Handelsvereinigungen oder Organisationen, bei denen sie arbeiten, bezahlt werden. Aber es gibt offensichtlich Tausende von Sowjetbürgern, die eine solche Hilfe nicht erhalten. Für einige — glaube ich — muß ein Aufenthalt im Erholungsheim geradezu ein Traum sein. Die Kosten — erfuhr ich — staffeln sich zwischen 70 und 100 DM pro Person und Woche — ein hoher Preis für den Durchschnittsrussen, der seine ganze Familie von einem Wochengehalt, dessen Gegenwert etwa 100 DM beträgt, kaum erhalten kann.

Nach westlichen Begriffen bietet das Kiewer Erholungsheim eine Erholung nur in dem Sinne, als man einmal aus allem herauskommt, an einem anderen Ort schläft, ein bißchen Zeit zum Lesen hat und nicht zu arbeiten braucht. Es stellt keinen Vergleich zu dem durchschnittlichen amerikanischen Ferienaufenthalt dar.

*

Aber dann kommt wieder der Kontrast. Farbe und Genuß, die dem Russen in den Ferien fehlen, werden ihm reichlich und zu niedrigen Preisen im Theater geboten.

Sowjetische Balletts zum Beispiel sind hervorragend, kostspielig und prachtvoll, und die Aufführungen erinnerten mich an Märchen. Die Qualität schien mir ausgezeichnet — und im aserbeidschanischen Hinterland genau so gut, wie in den größeren Städten. Russische Musik, im Original wie auf Schallplatten, ist ebenfalls herrlich. Ich möchte bezweifeln, daß es viele bessere Geiger gibt als David Oistrach, und seine Platten kann man überall hören.

Sowjetische Opernhäuser und Theater gehören zu den herrlichsten Bauten des Lan-

des. Jedes ist wie ein Palast aus der Zarenzeit gebaut, mit großen klassischen Säulen, luxuriöser roter, goldener und weißer Innenausstattung und gutaussehenden cremeweißen Decken, von denen prächtige Kronleuchter herabhängen. Viele Theater bieten den Besuchern Unterhaltung, während sie auf die Hauptvorstellung warten: Kinderprogramme, Vorträge, Konzerte und ähnliches. Ich habe Kunstausstellungen und Restaurants in Theatern gesehen, und einmal auch ein 40 Mann starkes Orchester, dessen einzige Aufgabe es war, das wartende Publikum im Theatervorraum zu unterhalten.

Für die Inszenierungen werden offensichtlich Vermögen ausgegeben. In Moskaus berühmtem Bolschoi-Theater sah ich eine bewegliche Szenerie, mindestens fünfmal so breit wie die Bühne, vor und hinter den Hauptdarstellern vorbeiziehen, um den Eindruck der Fortbewegung zu erwecken. Das russische Theater bemüht sich ganz besonders um Bühneneffekte. Es gibt realistische Feuerimitationen, Leute verschwinden im Erdboden; Engel schweben himmelwärts. Ein Stück, das ich sah, brachte eine ‚Explosion'. Rauch zog über die Bühne, Kulissen fielen um, Flammen brachen aus dem Hintergrund hervor, überall lagen ‚Leichen' herum.

Überraschend gegensätzlich ist auch der Kreml. Ein Teil der alten Festung wird sicherlich genau so schwer zu betreten sein, wie die Goldsafes in Fort Knox — aber der größte Teil des Kremls ist den Besuchern weit geöffnet. Tatsächlich gehört eine Führung durch den Kreml für alle Moskau-Besucher genau so zum Standardprogramm, wie die Leute etwa die Newyorker Radiostadt besuchen. Der Kreml ist größtenteils ein großes Museum mit Kostbarkeiten aus dem 12. Jahrhundert.

Ich habe das Gefühl, daß mein eigener Besuch im Kreml noch nicht vergessen ist. Mein Führer brachte mich zum Saal des Obersten Sowjets, wo Stalin einige seiner bedeutendsten Reden gehalten hat. Einem Impuls folgend, wollte ich die Akustik des leeren Parlamentssaales ausprobieren, und ich möchte wetten, daß die Wachen und die herumstehenden Leute sich noch immer nicht von ihrem Schreck erholt haben. Ich kletterte auf die Redner-Tribüne und rezitierte die ersten Sätze, die mir in den Kopf kamen — den Anfang einer Ansprache Lincolns. (Die Akustik war sehr gut.)

*

Die Zwiespältigkeiten des modernen Rußland beschränken sich nicht nur auf die bekannten oder hervorstechenden Seiten des sowjetischen Lebens. Gerade die trivialen Kontraste machen auf den west-



Das Haus des Schreckens *in der Ljubjanka in Moskau. Dies seltene Foto zeigt auch den mächtigen Neubau rechts. In diesem Hause regierten GPU und NKWD. Jetzt ist es das Hauptquartier des MVD. Diese drei Bezeichnungen sind jedoch nur drei verschiedene Namen für die gefürchtete Staatspolizei. MacDuffie tat, als ob er das Auto im Vordergrund aufnehmen wollte, als er dies Foto schoß*

lichen Besucher den stärksten Eindruck. Wie die kleinen Stände im Freien, an denen frischer, funkelnder Tomatensaft ausgeschenkt wird — aus Gläsern, die in kaltem Wasser ausgespült werden, das aussieht, als sei es seit zaristischen Zeiten nicht erneuert worden —, oder die durch nichts aufgehellte Düsterkeit des wolkenverhangenen Moskau — und die unerwartete Lebendigkeit, die die Stadt nach Eintritt der Dunkelheit erhält, mit den vielen Menschen, die bis 2 Uhr nachts in den Straßen unterwegs sind.

Russische Menschenmassen gehören zu den rücksichtslosesten, die ich je gesehen habe — trotzdem können Sowjetmenschen so höflich, wie irgend jemand in der Welt sein, wie ich feststellte, als vier Frauen am Fahrstuhl in einem Verwaltungsgebäude zurücktraten, um ein paar männlichen ausländischen Besuchern den Vortritt zu lassen. (Die Bürger von Leningrad stehen besonders in dem Ruf, höflich zu sein. Ich hörte eine Frau zu ihrer Freundin sagen: „Er ist nicht schüchtern. Er ist nur aus Leningrad.")

*

Die Sowjetbürger nehmen auch die stärkste Kritik mit Haltung hin. Ich weiß das, denn bei meinen Bemühungen, zu überzeugen, platzte ich mit allen Einzelheiten des sowjetischen Lebens, an denen ich nachweisbare Schattenseiten finden konnte, heraus, und niemand wurde böse oder war verletzt. Aber es gibt ein kleines Attribut, das auf die Russen niederschmetternd wirkt: das ist „unkultiviert". Am Morgen der großen Oktober-Revolutionsparade in Moskau versuchte die Managerin meines Hotels einer Anzahl US- und britischer Diplomaten, die das Schauspiel von meinem Fenster ganz in der Nähe des Roten Platzes verfolgen wollten, den Zutritt zu verwehren. Sie wandten ein, daß ihr Versuch, sie auszuschließen, kulturlos sei. Sie ließ sie durch, aber der Vorwurf ‚kulturlos' entnervte sie so, daß sie in Tränen ausbrach, als sie es mir erzählte.

Der Dichter Stalin

Der verstorbene Josef Stalin war sicher einer der zähesten und grausamsten Menschen des Jahrhunderts. Aber mit 15 Jahren schrieb er ein Gedicht (ich hörte es an seinem Geburtstag in Gori und übersetzte es), welches gar nicht zu seiner späteren Karriere paßt:

„Ein Rosenbusch öffnete sich und begegnete den anderen Blumen;
Die Narzissen wachten auf und beugten ihre Köpfe dem Wind entgegen;
hoch oben in den Lüften sang die Lerche und die glückliche Nachtigall wiederholte den Gesang mit süßer Stimme.
Sei schön, o wundervolles Land, und sei glücklich Land Georgien;
und ihr aus Georgien, mit eurer Erziehung unterstützt die Entwicklung eures Landes."

Die Leiter der sowjetischen Orchester tragen weiße Fliegen und Frackschöße in bester kapitalistischer Manier. — „Fliegen" findet man bei Straßenkleidung jedoch so selten, daß ich nur einen einzigen Mann traf, der eine trug, und er sagte, daß die Leute über ihn lachten, weil er so altmodisch sei. Eine große Anzahl Männer trägt überhaupt keine Schlipse, selbst in den elegantesten Restaurants nicht.

Die russischen Fahrer müssen eine sehr schwere Prüfung bestehen, um eine Lizenz zu bekommen. Sie werden sogar im Auseinandernehmen einer Maschine geprüft. — Sobald sie sich aber auf die Landstraße begeben, sind sie eine Bedrohung für jedermann.

In sowjetischen Zeitungen erscheinen Anzeigen, die auf eine Knappheit an Arbeitern schließen lassen, wenigstens in einigen Kategorien, jedoch gibt es genug Scheinarbeit überall ... — wie der Portier in Alma-Atas bestem Hotel, der niemals die Tür berührt und die Leute anbrüllt, die vergessen, die Türen zu schließen.

IM NÄCHSTEN HEFT:
Parade und Gerichtssaal

SCHACH

Geleitet von Georg Kieninger

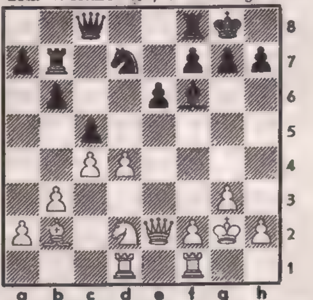
Der Weltmeister in Hochform

Partie Nr. 260

Englische Partie, gespielt in den Länderweltmeisterschaften zu Amsterdam.

Weiß: Botwinnik (UdSSR) — Schwarz: Stahlberg (Schweden)

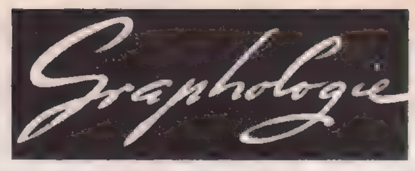
1. c2—c4 e7—e6 2. g2—g3 d7—d5 3. Lf1—g2 Sg8—f6 4. Sg1—f3 Lf8—e7 5. 0—0 0—0 6. b2—b3 d5—d4 (Sehr verpflichtend gespielt.) 7. e2—e3 Sb8—c6 8. e3×d4 Sc6×d4 9. Lc1—b2 Sd4×f3+ 10. Dd1×f3 (Als erstes Plus kann man für den Anziehenden nach diesen wenigen Zügen die bessere Entwicklung buchen.) 10. . . . Ta8—b8 11. Df3—e2 b7—b6 12. Sb1—c3 Lc8—b7 13. Ta1—d1 Lb7×g2 14. Kg1×g2 c7—c6 15. Sc3—e4 Tb8—b7 (Schwarz muß zu solchen zeitraubenden Entwicklungen schon seine Zuflucht nehmen, zweites Plus für Weiß.) 16. Se4—g5 Sf6—d7 17. Sg5—f3 Le7—f6 18. d2—d4 Dd8—c8 19. Sf3—d2 c6—c5 (Danach wird der weiße Stellungsvorteil rasch entscheidend. Weiß erlangt ohne irgendeinen anderen Nachteil die berühmte Bauernmajorität am Damenflügel. Das genügt dem Weltmeister, er benötigt nicht viel



Stellung nach dem 19. Zuge von Schwarz

zum Siege.) 20. Sd2—e4 Lf6×d4 21. Lb2×d4 c5×d4 22. Td1×d4 Sd7—c5 23. Se4—d6 Dc8—c6+ 24. De2—f3 Dc6×f3+ 25. Kg2×f3 Tb7—d7 26. Tf1—d1 f7—f6 27. Kf3—e3 e6—e5 28. Td4—d5 Sc5—e6 29. Sd6—b5 Td7—e7 30. Td4—d7 (Systematisch vergrößert sich der Stellungsdruck. Auch für den weniger geübten Schachfreund ist nun der Vorteil des Anziehenden klar erkennbar.) 30. . . . Tf8—f7 31. Td7×e7 Tf7×e7 32. Td1—d6 Kg8—f7 33. Td6—c6 Te7—d7 34. Tc6—c8 (Dem Turm ist der Einbruch gelungen, jetzt besteht höchste Gefahr.) 34. . . . Se6—c5 35. b3—b4 Sc5—d3 36. c4—c5 Sd3×b4 (Etwas besser konnte sich Schwarz hier mit 36. . . . b×c5 verteidigen.) 37. c5—c6 Td7—d5 38. c6—c7 Td5×b5 39. Tc8—f8+ Kf7×f8 40. c7—c8D+ Kf8—e7 41. Dc8—c7+ Ke7—e6 42. Dc7×g7 Sb4—d5+ 43. Ke3—f3 Tb5—a5 44. Dg7×h7 Ta5×a2 45. h2—h4 Sd5—e7 46. h4—h5 Ta2—d2 47. h5—h6 f6—f5 48. Dh7—g7 e5—e4+ 49. Kf3—g3 e4—e3 50. h6—h7 Schwarz gibt auf. Eine Filigranarbeit!

Lösung von Problem Nr. 104: Schlüsselzug: 1. Sg3 (Droht 2. Sf1++) 1. . . . S×g3 2. Lc1+ K×c1 3. Dc2++ 1. . . . Se3 2. Dd3+ S×d3 3. Sf3++ Ein reizendes Schlußbild!



Schriftprobe und Schriftanalyse von

P. G., männlich, 19 Jahre.

Schreiber besitzt ein gutes Gefühl für Distanz, er ist umgangsgewandt und bemüht, sich in eine Gemeinschaft einzufügen. Seine Anpassungsbereitschaft ist nicht nur äußerlich, sondern entspringt dem Wunsche, sich durch Leistung und Gutwilligkeit eine Position zu schaffen. Er handelt überlegt, planvoll, kann

möchte wissen, ob ich
igung habe, eine bei
beonehmen. Auch

sachlich sein und versteht es, ins Detail zu gehen. Auch fehlt es ihm nicht an Urteilsvermögen und logischem Denken. Der guten Intelligenz des Schreibers steht praktische Begabung zur Seite. Da der Schreiber über einen zähen Willen verfügt, wird er imstande sein, sich hinaufzuarbeiten. An Ehrgeiz und dem Willen, Tüchtiges zu leisten, fehlt es dem jungen Manne keinesfalls. Der Schreiber ist im Umgang freundlich, zugänglich und herzlich, er ist empfindungsfähig und warmherzig und kann Mitgefühl und Teilnahme für andere zeigen. Sein bescheidenes, zurückhaltendes Wesen wird ihm die Zuneigung und das Wohlwollen seiner Mitmenschen sichern. Zwar geht er nicht so schnell aus sich heraus, ist auch nicht ganz frei von Hemmungen, doch liegt dies in seiner Jugend begründet und rührt daher, daß der Schreiber noch nicht ganz fest und sicher in seinem Selbstgefühl ist.

— Hier ausschneiden! —

Wenn Sie mit e i n e r Handschriftenprobe, unter Beifügung eines genau adressierten Freiumschlages, per Einschreiben diesen

Stern-Gutschein für Schriftanalyse

an uns einsenden, erhalten Sie von unserem Mitarbeiter eine graphologische Charakterskizze zum Preis von 3,— DM (keine Briefmarken) bei Voreinsendung des Betrages angefertigt. Nachnahmen werden nicht berücksichtigt. Die Einsendung muß den Vermerk „Graphologie" tragen. Angabe von Alter und Geschlecht erforderlich. Die Schriftproben erhalten Sie zusammen mit der Analyse nach Möglichkeit innerhalb vier Wochen zurück. Der Verlag handelt hier im Namen und für Rechnung des Graphologen. 55/10

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. hochwüchsiges Holzgewächs, 4. Flußfisch, 6. männl. Vorname, 9. arabischer Fürstentitel, 10. Teil eines Wagens, 11. Singvogel, 13. Senkblei, 15. subtropische Nutzpflanze, 17. ärmelloses Unterkleid der alten Römer, 19. Geist, Witz, 21. russische Lederpeitsche, 23. weibl. Kurzname, 24. altnordisches Blasinstrument, 27. Papstname, 28. altgermanische Totengöttin, 29. Zahlungsmittel, 32. Verwandte, 35. männlicher Vorname, 37. Teil eines Bahnhofs, 39. Verschluß, 42. englischer Adelstitel, 43. Nebenfluß der Donau, 45. weiblicher Vorname, 46. Teil des Auges, 47. Universum, 48. gewalztes Metall, 49. Klostervorsteher, 50. Nebenfluß der Fulda.

Senkrecht: 1. Pflanzenfasern, 2. Schwermetall, 3. Gesamtheit der Kriegs- und Handelsschiffahrt, 5. finnische Hafenstadt, 6. männlicher Vorname, 7. Blutgefäß, 8. Gasgemisch, 12. Tätigkeit, 13. Stadt im Lippischen, 14. Stück eines Ganzen, 16. Strom in Afrika, 18. Ministerpräident, 20. Stadt in Albanien, 22. englisches Bier, 23. Geschwindigkeitsmesser bei Schiffen, 25. Lebensgemeinschaft, 26. Nebenfluß des Rheins, 30. berühmter deutscher Arzt und Nobelpreisträger (1854—1915), 31. Zahl, 32. Stadt in der Schweiz, 33. Arbeitsplatz, 34. Badeort in Belgien, 36. Wurfspieß, 37. Stadt in Bayern, 38. Laubbaum, 40. Edelmetall, 41. Stadt in Ostfriesland, 44. Nebenfluß der Donau. (ch = ein Buchstabe.)

Magisches Doppelquadrat

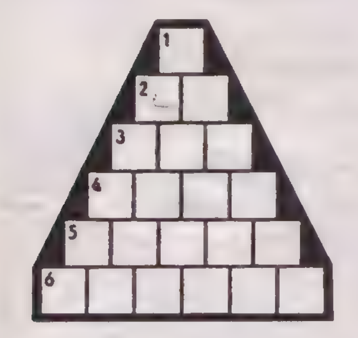
Aus den Buchstaben: a a e e e e e e e g i i i i i i m r r r r r r s s s s t t z z sind die Wörter der nachstehenden Bedeutung zu bilden und so in die Felder der Figur einzutragen, daß sie jeweils waagerecht und senkrecht gleichlauten: 1. Planet, 2. Gesangstück, 5. Papiermaß, 4. altrömische kleine Silbermünze, 5. Stadt im USA-Staat Pennsylvanien, 6. schweizerischer Alpengipfel, 7. wird mit der Uhr gemessen.

Aus dem Tierreich

1 2 3 4 4 5 6 3 7	=	zur Jagd abgerichteter Iltis
8 3 9 3 2 10 5 6 11 12 7 13	=	austral. Urwaldvogel
3 8 3 1 12 7 4	=	Dickhäuter
14 9 7 15 10 12 16 2 9 3 2	=	ausgestorb. Riesenreptil
3 9 7 10 9 3 14 8 3 2 17 2 3 18 10	=	im Wasser lebender Gliederfüßer
2 12 14 9 15 8 12 2 9 3 7	=	Strahlentierchen
19 12 7 20 16 10 4 3	=	nordafrik. Schleichkatze
12 19 21 6 9 15 22 16 10	=	Lanzettfischchen
16 17 3 8 3 9	=	kleiner Karpfenfisch
10 12 8 12 19 12 7 14 3 2	=	Schwanzlurch

Es sind Wörter der obenstehenden Bedeutung zu bilden. Jeder Buchstabe entspricht einer Zahl; gleiche Buchstaben haben gleiche Zahlen. Bei richtiger Lösung der Aufgabe nennen die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter, von oben nach unten gelesen, den Namen eines Flugtieres.

Pyramidenrätsel



Die Wörter der nachstehenden Bedeutung sind von oben nach unten waagerecht in die Felder der Figur einzutragen. Bei jedem nachfolgenden Wort sind die Buchstaben des vorhergehenden Wortes zu verwenden und ein neuer Buchstabe hinzuzufügen. Bedeutung der Wörter: 1. Konsonant, 2. französischer Artikel, 3. rumänische Münze, 4. Strick, 5. Teil des Auges, 6. Stadt in der Tschechoslowakei.

Auflösungen im nächsten Heft

Auflösungen aus Heft Nr. 9

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Skala, 4. Liane, 7. Barbier, 9. Lot, 11. San, 12. Ast, 14. Serie, 16. Meran, 18. Essen, 20. Lei, 21. Tau, 22. Tinte, 24. Feuer, 26. Elgar, 28. Akt, 30. Lek, 31. Gnu, 32. Amerika, 33. Anger, 34. Rasse. — Senkrecht: 1. Salem, 2. Abt, 3. Arsen, 4. Linie, 5. Ara, 6. Enten, 8. Bar, 10. Obelisk, 13. Steuern, 14. Saite, 15. Ester, 17. Ren, 19. Sau, 22. Tiara, 23. Eller, 24. Fakir, 25. Reuse, 27. Ger, 29. Tag, 31. Gas.

Magisches Quadrat: 1. Samos, 2. Adept, 3. Média, 4. Opium, 5. Stamm.

Mosaikrätsel: Richtig zusammengefügt ergibt sich folgender Spruch: „Einfache Sitten, einfache Leute, o wie selten sind sie doch heute! Lieber zehnfache Bürden, zehnfache Pein, als einfach leben und glücklich sein."

Silbenrätsel: 1. Wiedehopf, 2. Innozenz, 3. Erntedankfest, 4. Kamelie, 5. Leander, 6. Eingeweide, 7. Insulinde, 8. Neandertaler, 9. Innsbruck, 10. Susanne, 11. Thermometer, 12. Drillbohrer, 13. Annunzio, 14. Siebengestirn, 15. Wimbledon, 16. Andalusien, 17. Spürhund, 18. Eintagsfliege, 19. Inkasso, 20. Niederlande, 21. Ellipse, 22. Remonte, 23. Idiotie, 24. Sassafras, 25. Testament, 26. Wettersteingebirge; die ersten und dritten Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ergeben: „Wie klein ist das, was einer ist, wenn man's an seinem Dünkel mißt."

DER STAR-KASTEN

Willy Birgel war der geheimnisvolle Kraftfahrer, der vor einigen Tagen auf einer Frankfurter Ausfallstraße eine Leuchtsäule der Straßenbahn umgerissen hat. Alkoholgehalt des Birgelschen Blutes: 1,53 Promille. Auf die Frage, warum der Name des Verkehrssünders geheimgehalten wurde, erklärte der zuständige Polizeibeamte, daß man den „Kavalier und Rittmeister des deutschen Films" nicht bloßstellen wollte.

*

Martine Carol hat als Nana in dem gleichnamigen Film eigentlich an den Pocken zu sterben. So wollte es jedenfalls Emile Zola, der Autor des weltbekannten Romans. Martine fand diese Todesart allerdings zu unästhetisch und weigerte sich entschieden, auf diese Weise aus dem Leinwandleben zu scheiden. Schließlich überließen es die Filmleute ihr selbst, sich eine Todesart auszusuchen. Martine entschied sich für Erwürgen.

*

Dieter Borsche sollte der Partner Romy Schneiders sein in der Wiederverfilmung des im Jahre 1934 gedrehten Stoffes „Regine". Damals spielten Luise Ullrich und Adolf Wohlbrück die Hauptrollen. Jetzt hat man weder Kosten noch Mühe gescheut, um eine entsprechende Besetzung zusammenzubringen. Zunächst hatte man an Barbara Rütting gedacht, dann war von Maria Schell die Rede, schließlich landete man bei Romy Schneider. Mama Magda Schneider war begeistert, aber da sagte Dieter Borsche plötzlich ab. Er meinte, Romy sei keine Partnerin für ihn, denn sie sei ja erst siebzehn und er immerhin schon achtundvierzig.

*

Marion Preminger, die geschiedene Frau des Hollywood-Regisseurs Otto Preminger („Fluß ohne Wiederkehr"), gilt als eine der schönsten Frauen Amerikas und durfte sich jahrelang als eine der zehn bestangezogenen Damen ihres Landes bezeichnen. Sie ist jetzt in Lambarene in Afrika eingetroffen, um ihr künftiges Leben als Krankenschwester bei Albert Schweitzer zu verbringen.

*

Franco Andrei, bekannt aus „Tagebuch einer Verliebten" und „Drei vom Varieté", jetzt Partner der rothaarigen Maria Frau in CCC's „Stern von Rio", ißt regelmäßig in der Pension Bergfeld in Berlin zum Frühstück eine Scheibe Brot mit Salami, darüber eine Scheibe Brot mit Käse und darüber eine Scheibe Brot mit Honig. Seine Freunde fragen sich, ob er jetzt deshalb einen Berliner Zahnarzt aufsuchen mußte.

Otto Wilhelm Fischer, der in den nächsten Wochen erstmals Regie führen wird (und die Titelrolle in einem Film über den Hellseher Hanussen selbst spielen wird), hat ein Angebot des Hollywood-Regisseurs Billy Wilder in der Tasche: er soll als Partner von Audry Hepburn in einer Wiederverfilmung des Romans „Ariane" vor der Kamera stehen. Vor 25 Jahren spielten Elisabeth Bergner und Rudolf Forster die tragenden Rollen.

*

Lieselotte Köster, die bekannte Berliner Tänzerin, lieh während der Aufnahmen zu einem Jugendfilm einer jungen Kollegin ihre Tanzschuhe aus, deren eigene während der Proben zerrissen waren. Am nächsten Tage bekam Frau Köster ihre Tanzschuhe zurück: in jedem steckte ein kleiner Strauß Schneeglöckchen, und am rechten war eine Karte festgebunden mit den Zeilen: „Ihre Schuhe haben mir großes Glück gebracht. Jockel Stahl, Ihr Gatte, sagte mir nach Schluß der Proben: ‚Kleines Fräulein, Sie tanzten heute beinahe wie meine Lieselotte'."

*

Fred Astaire war 22 Jahre lang mit Phyllis Potter verheiratet. Als sie jetzt völlig unerwartet starb, gab Astaire, der im März 55 Jahre alt wird, seinen Beruf als Tänzer endgültig auf. Er will das Parkett mit dem Schreibtisch vertauschen, um als Filmproduzent für die Cent-Fox in Hollywood tätig zu sein.

*

Leni Riefenstahl hatte bereits dreimal ein Arlberger Hotel für sich und ihren Aufnahmestab belegen lassen. Dreimal mußte sie wieder abbestellen. Denn dreimal mußte bisher der Drehbeginn ihres bis in die letzten Details vorbereiteten Filmes „Die roten Teufel" verschoben werden. Ende Januar hatte Leni die Finanzierung vollkommen gesichert. Der österreichische Staat, der sich von einem Film dieser Art eine erhebliche Fremdenverkehrswerbung versprach, hatte sich zu einer weitgehenden finanziellen Unterstützung bereit erklärt. Da gab ein kommunistisches Abendblatt Wiens den Todesschuß ab. Es ließ durchblicken, daß man im östlichen Wien gegen eine Finanzierung der ehemaligen „Geliebten Hitlers" und „Reichsparteitags-Filmerin" scharf schießen werde. Um den Frieden zu wahren, zog das österreichische Handelsministerium still und lautlos seine Zusage zurück. Leni will es jetzt anderweitig versuchen.

*

Gina Lollobrigida trägt in dem Film „Liebe, Brot und Eifersucht" (der Fortsetzung von „Liebe, Brot und Phantasie") wiederum das Kleid eines bettelarmen Mädchens. Das Bettlergewand wurde im Salon Emilio Schuberths in Rom angefertigt und kostet 2400 Mark.



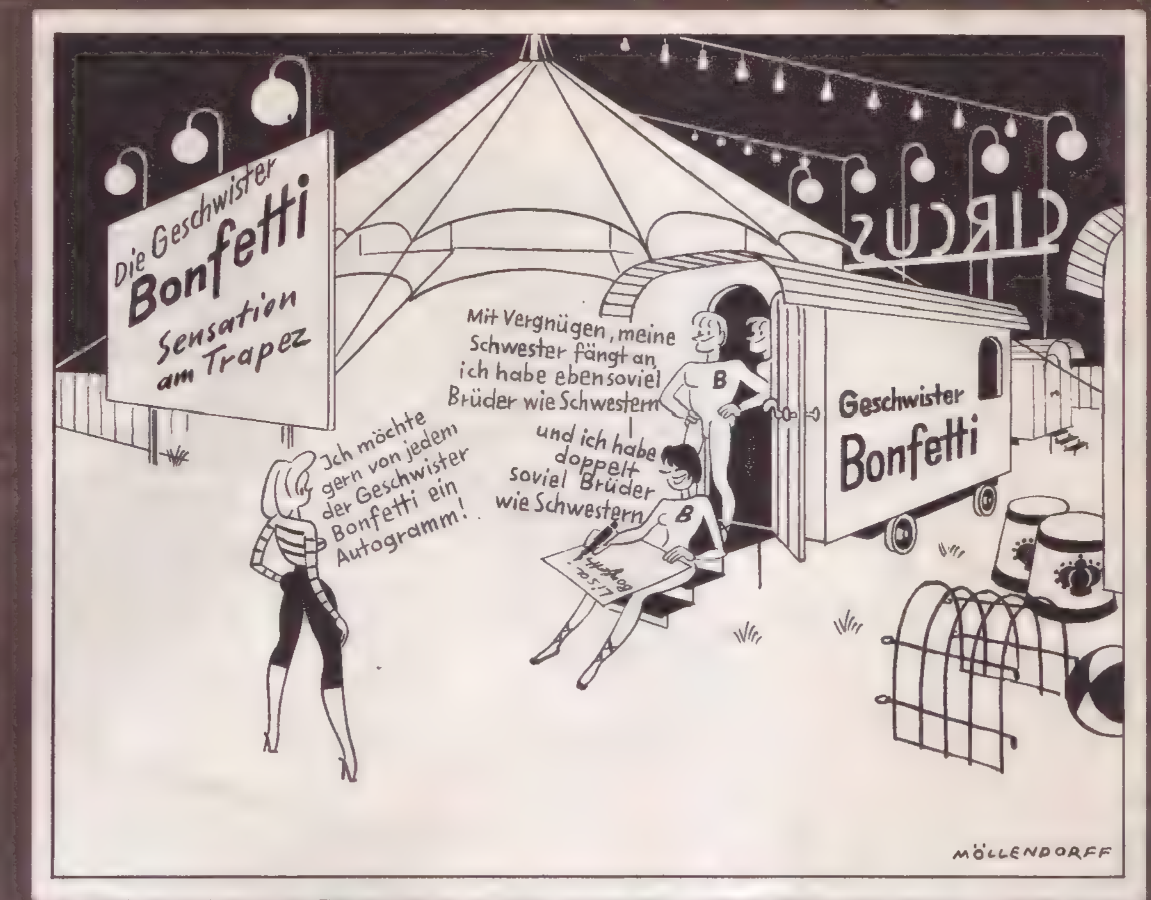
BEDINGUNGEN:



1. Jeder kann mitmachen, außer den Angestellten von Verlag und Redaktion des Stern.
2. Schicken Sie die Lösung mit Ihrer Adresse auf einer Postkarte an den Stern, Hamburg 1, Curienstraße 1. Fügen Sie den Vermerk „Kessi-Preisausschreiben Nr. 80" hinzu. Nicht oder ungenügend frankierte Einsendungen gehen zurück.
3. Einsendeschluß für das 80. Preisausschreiben ist der 9. März 1951. Maßgebend ist das Datum des Poststempels.
4. Die Preise werden unter den Einsendern richtiger Lösungen ausgelost. Gehen weniger zutreffende Lösungen ein, als Preise vorgesehen sind, so werden die nicht vergebenen Preise in der darauffolgenden Woche mit verteilt.
5. Das Preisgericht wird von der Chefredaktion und dem Verlag des Stern bestimmt. Die Entscheidung ist unanfechtbar. Jeder Einsender unterwirft sich mit seiner Teilnahme diesen Bedingungen.

1000,- DM Preise

1. Preis .... DM 250,— bar
2. Preis .... DM 100,— bar
3. Preis .... DM 50,— bar
4.-100. Preis je 1 Stern-Buch



Kessi-Preisfrage Nr. 80: Wieviel Autogramme bekommt Kessi zusammen von den Geschwistern Bonfetti?

250,- DM nach Düsseldorf

ERGEBNIS DES KESSI-PREISAUSSCHREIBENS NR. 77

Kessi mußte „47 Dreiecke" zählen. Obwohl die Aufgabe verhältnismäßig leicht war, sind diesmal viele falsche Lösungen eingegangen. Trotzdem gab es aber noch genügend richtige Zusendungen, so daß das Los wieder über die Vergebung der Preise entscheiden mußte.

Die glücklichen Gewinner sind:

1. Preis DM 250,—: Raimund Spickmann, Düsseldorf
2. Preis DM 100,—: August Krag sen., Wiesbaden-Erbenheim
3. Preis DM 50,—: Margot Dehnicke, Berlin-Tempelhof

Die Gewinner der Preise 4—100 erhalten je ein Stern-Buch, das diesen durch die Post zugestellt wird.



GROSSSTADTHOROSKOP. An einigen Straßenkreuzungen Stockholms tauchten neue verkehrserziehende Schilder auf: „Das Lebensalter eines Menschen hängt nicht so sehr von dem Stern ab, unter dem er geboren ist, sondern vielmehr von der Farbe des Lichtes, unter dem er über die Straße geht."

*

DIE LEINWAND IST ZUM KÜSSEN DA. In den Kinos von Turin und Piémont in Italien patroullieren während der Filmvorführungen Polizisten, die zärtliche Pärchen des Saales verweisen. Ab sofort wurde von den Präfekturen verfügt, daß über die Sünder „je nach dem Grad des Flirts" Gefängnisstrafen von drei Tagen bis zu drei Monaten verhängt werden können.

*

WER ANDEREN EINE GRUBE ZUSCHÜTTET. Mr. Fred Pickett in London sah, wie ein Polizist einen Autofahrer wegen verkehrswidrigen Fahrens aufschrieb. Hilfreich mischte er sich ein, verteidigte den Sünder mit so groß angelegter Rede, daß der schließlich straffrei weiterfahren durfte und er selbst eine Geldstrafe von zwei Pfund verordnet bekam, weil er „einen Polizeibeamten bei der Ausübung seines Dienstes behindert hat."

*

VERDREHTER BEWEIS. Um seine Nüchternheit zu beweisen, stellte sich in Southampton ein Mann auf den Kopf. Der Richter verurteilte ihn trotzdem wegen Trunkenheit am Steuer. Für ihn war die Blutprobe ein stärkerer Beweisgrund als der Kopfstand. Außerdem erklärte er, daß ein Kopfstand schon deshalb kein triftiger Beweis für die Nüchternheit des Mannes sei, weil man im betrunkenen Zustand sowieso nicht mehr wisse, was oben und unten ist.



*

WACKELKONTAKT. Zum Schrecken der ganzen Umgebung wurde das Telefon des Herrn Robert Schroeder in Pacific Beach, Kalifornien. Jedesmal, wenn irgendwo seine Nummer gewählt wurde und sein Apparat läutete, begann die Luftschutzsirene auf dem Nachbarhaus zu heulen.

*

GLÜCKSSCHWEIN. Der Perser Ibrahim Pischdad, Medizinstudent in Hamburg, wollte seiner Gastgeberin beim diesjährigen Studentenball ein besonders nettes Kompliment machen. Auf die Frage: „Haben Sie schon mit meiner Tochter getanzt?" antwortete er: „Nein, ich habe dieses Schwein noch nicht gehabt!" Es ward ihm lächelnd verziehen.



*

ZEITUNGSENTE. Major Gardener aus London war wegen Dokumentenfälschung vor einem Militärgericht zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Er wurde nach Dartmoor verfrachtet und durfte etwas Dienst in der Gefängnisdruckerei tun. Nach einem Vierteljahr las die Gefängnisleitung in einer Nummer der „London Gazette" von der Rehabilitierung Gardeners und der Urteilsaufhebung. Als man Gardener die Nachricht brachte, war er sehr erfreut und verließ auf schnellstem Wege das ungastliche Haus. Erst zwei Tage später zeigte sich, daß die Zeitung eine Meisterfälschung Gardeners war.

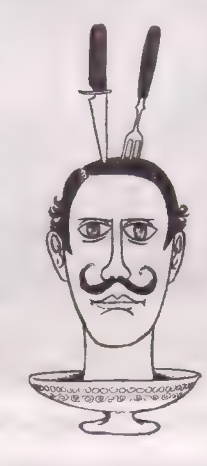
*

GOLDENES VLIESS. In Port Darwin/Australien stürzte ein Mann auf die Polizeiwache und rief aufgeregt: „Ich habe im Busch eine große Goldmine entdeckt!" Zwei Beamte fuhren sofort im Jeep mit ihm los. Er zeigte den Weg — 150 km ins Landesinnere. Von einer Goldader war nichts zu sehen. Dafür aber eine große Schafherde, die ihren zurückgekehrten Hirten freudig blöckend begrüßte.

*

VOLKESSTIMME. Ein Bauer schrieb an die Provinzialverwaltung der englischen Grafschaft Huntingdon: „Bitte, senden Sie den Gesundheitsinspektor, da ich das Schwein töten will."

*



MODERNE KUNST. Der surrealistische Maler Jacques Hérold brachte Besuchern seiner letzten Ausstellung in Paris nicht mehr durch den Anblick seiner Bilder das Gruseln bei. Bei der Eröffnung saß er an seinem Tisch und aß mit Messer und Gabel seinen eigenen Kopf auf, der, aus Schokolade und Marzipan täuschend ähnlich nachgebildet, vor ihm auf einem Teller lag.

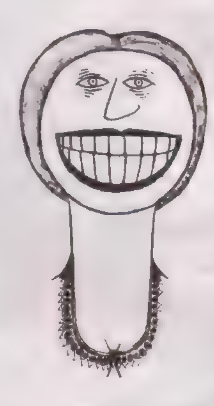
*

KUSS-SCHLUSS. In Helsinki/Finnland wurde ein „Verein zur Verhütung des Bakterienübertragens" gegründet. Er schlug vor, das Händeschütteln und Küssen abzuschaffen. Zum Zeichen der Begrüßung soll sich jeder selbst die Hände drücken, Liebespaare sollen sich mit Kußhändchen begnügen.

*

WARUM IN DIE FERNE SCHWEIFEN. Der amerikanische Bergsteiger Carl Thomsen hat siebenmal die Anden durchquert. Als er jetzt in einer kalifornischen Schule einen Vortrag über das Bergsteigen halten sollte, rutschte er auf der Treppe aus und verrenkte sich die Schulter.

*



MEINE ZÄHNE — DEINE ZÄHNE. Weil er eine Kirchgängerin übel zugerichtet hatte, mußte Jimmy Saile in Rome/Georgia vor den Richter. Zu seiner Verteidigung gab er an: „Esther war früher meine Braut, und im Hinblick auf unsere zukünftige Ehe schenkte ich ihr ein Gebiß teuerster Art. Daß sie mich nun betrog, reichte mir schon, daß sie aber den andern noch mit meinen Zähnen angrinste, machte mich rasend.

*

WAHLWIRRWARR. In Strobl am Wolfgangsee mußten die Gemeindevertreter ihren Bürgermeister wählen. Die Fraktion der Österreichischen Volkspartei schlug als Kandidaten einen Sozialdemokraten vor. Der aber paßte seinen eigenen Genossen nicht, und so stellten sie einen anderen Kandidaten auf, der gegen alle Stimmen der Volkspartei gewählt wurde. Der neue Bürgermeister ist Mitglied der Volkspartei.

*

KASTENBROTGEIST. Daß Kastengeist sogar durch Kastenbrot ausgelöst werden kann, zeigte sich in Karlsruhe. Dort war zum Stiftungsfest einer Studentenverbindung u. a. auch eine Bäckerstochter eingeladen. Eine Akademikerfamilie der Verbindung protestierte gegen diesen nicht standesgemäßen Gast, mit dem Erfolg, daß der „Drittchargierte" den Bäckermeister aufsuchte und dessen Tochter wieder auslud.

*

ENTRÜMPELUNG. In einer Pariser Ärztezeitschrift erschien folgende Anzeige: „Witwe eines Kollegen verkauft vollständiges Skelett, das ihrem Gatten gehört hat."



Nicht freigeben *will Prinzessin Christiane ihren Sohn Ali für die Schule in Genf; es sei denn, sie darf in seiner Nähe bleiben. Ali ist darüber nicht unglücklich. Er weiß sich auch so zu beschäftigen*



Die Prinzessin *wartet mit Ali und seinem Stiefbruder (links) auf die Entscheidung*

Schule schwänzen

darf Ali Patrick, der nach dem Tode seines Vaters, Ali Reza, dem Bruder des Schahs, Thronfolger des persischen Kaiserhauses wurde. Auf kaiserlichen Befehl sollte Ali jetzt nach Genf in die Schule, wo ihn seine Mutter, die Prinzessin Christiane nur zweimal im Jahr hätte besuchen dürfen. Deshalb versuchte sie mit ihm nach Paris zu fliehen. Um die Flucht zu verhindern, werden Mutter und Sohn zur Zeit im römischen Hotel Excelsior vorsorglich festgehalten.



DIE FEUERWEHR MUSSTE ZUSEHEN *als in einer Stockholmer Korkfabrik ein Großbrand ausbrach. Durch die schneidende Kälte war die Leiter zu einer unbetretbaren Eisbahn geworden. Die Feuerwehrmänner mußten deshalb mit dem Löschen warten, bis das Feuer die tiefer liegenden Stockwerke erreicht hatte*



Reumütig *kehrte Michael Fenton, aus bestem englischem Hause, an den heimischen Kamin zurück, nachdem er eine Gastrolle als Fremdenlegionär glücklich beenden konnte. Lady Rous fand ihn daraufhin einer Verlobung wert*

Mit Vollgas heim

Zu Hause war's so langweilig. Michael Fenton hatte vom Leben nichts anderes mehr zu erwarten, als eine große Erbschaft. Aus Verzweiflung ging er in die Fremdenlegion. Heiße Sonne, harte Männer, große Abenteuer. Michael schwärmte in seinen ersten Briefen und bemitleidete seine zurückgebliebenen Freunde im neblig-tristen England. Doch schneller als zu erwarten war, winkte auch ihnen das Abenteuer. Denn Michaels Briefe wurden zu einsamen Hilferufen aus der Wüste: „Ich halte es nicht mehr aus." Das war das Startsignal für Freund M. Alexander und verlassene Freundin Marye Rous. Sie scheuten keine Mühe und Kosten: mit dem Flugzeug zogen sie aus nach Afrika, gute Trinkgelder führten auf Michaels Spur. Dem gelang nachts die Flucht über die Fortmauer. Mit Vollgas ging's durch die Wüste zur Küste, wo schon die gecharterte Jacht wartete. Michael enterte das Schiff und segelte ohne Umwege in den Hafen der Ehe: Lady Rous ging als Siegerin aus dem Abenteuer hervor.



Mich. Fenton als Abenteurer



Retter in der Not: Alexander

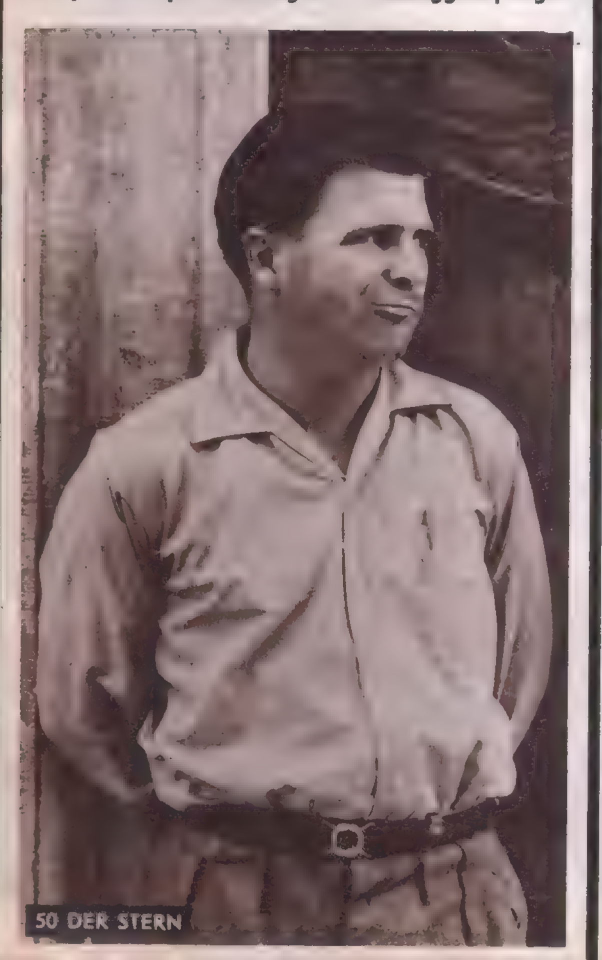


Aus diesem Wüstenfort der Fremdenlegion gelang Michael Fenton mit Freundeshilfe die Flucht

LEICHT WIE SEIDE *– wie Glasseide – ist diese Karosserie für eine Fiat 1100 TV-Sportkabriolett. Der Konstrukteur Lutz Colani aus Berlin (rechts) und sein Gehilfe können sie spielend leicht anheben. Normalerweise wiegt eine Autokarosserie 500—600 kg. Diese hier wiegt nur 75 kg. Ihr Geheimnis: statt aus Stahlblech besteht sie aus einer Mischung von Harz und Kunstseide. Auf eine rohe Holz-Gipsform (Foto links) wird in mehreren Schichten Seide gespannt und mit Polyester-Harz bestrichen. Die Vorzüge der Kunststoffkarosserie sind so groß, daß man in absehbarer Zeit mit einer Umstellung des ganzen Autobaus rechnen kann. Die Herstellungskosten liegen - bis jetzt allerdings nur für Sonderanfertigungen - 50% niedriger als bei Stahlblechkarosserien; damit könnten die Wagenpreise um 30% gesenkt werden. Durch die Gewichtsersparnis erhöht sich die Geschwindigkeit um etwa 40 km/h, bzw. der Benzinverbrauch sinkt um 15–20%. Das Material ist härter und elastischer als Stahlblech und gegen Rost immun. Der Erfinder will jetzt eine Volkswagen-Sportkarosserie aus Kunststoff entwickeln* FOTOS: Anneliese Schulz

10% für Puskas

— dafür hat Ungarns weltberühmter Fußballkapitän auf seinen Auslandsreisen Schmuggelware mitgenommen, stellte die Wiener Kripo fest. Ein 68jähriger Ungar soll sogar von ihm um eine Briefmarkensammlung im Wert von 41 000 DM betrogen worden sein. Wenn das stimmt, dürften die Majors-Epauletten des Fußballstars dahin sein. Es wäre auch der schwerste Schlag für Ungarns Wunder-Elf, die schon seit Wochen auf ihren Schlußmann Grosits verzichten muß, weil er Nylonstrümpfe nach Ungarn zu schmuggeln pflegte.









DIE RACHE DER GÖTTER *beschwor die temperamentvolle italienische Schauspielerin Lucia Bosé vor einem Jahr auf ihre schöne Kollegin Ava Gardner herab. Ava lernte damals Lucias Verlobten Walter Chiari (Mitte) kennen und lieben. Da Liebe bekanntlich eine Himmelsmacht ist, verzichtete Lucia und legte ihre Rache auf Eis. Lucia und die Götter taten ihr Bestes: die große Liebe zwischen Ava und Walter endete, wie fast jede große Liebe in Hollywood, mit einer neuen Liebe. Ava verliebte sich bald in den siegreichen Torero Luis Dominguin (links) und nun drehte Lucia den Spieß um. Sie lernte Luis kennen. Offensichtlich mit mehr Erfolg als Ava. Das glückliche Paar Lucia Bosé und Luis Dominguin (rechts) befindet sich jetzt auf der Reise nach Hollywood, um dort zu heiraten. Ava ist wieder einmal allein* FOTOS: UP



NIMM DICH IN ACHT! *Die Porzellanarbeiterinnen in der japanischen Seestadt Imari feiern ihr Sportfest des Jahres. Dies ist die Sekunde vor dem Beginn des Schlußkampfs im Damenringen. Die Frauen kämpfen wie die Männer mit entblößtem Oberkörper. Wer die andere zuerst am Gürtel packt und in den Ringstaub schleudert, hat gewonnen* FOTO: UP

EINE NEUE ERFINDUNG

DAS SAUERSTOFFBETT

Dr. Stötter, der Direktor der Medizinischen Klinik in Augsburg, hat das Sauerstoffbett konstruiert. Es erlaubt die ständige Beobachtung und Behandlung des Patienten in jeder gewünschten Lage. Außerdem kann der reine Sauerstoff, der dem Kranken zugeführt wird, mit Medikamenten, wie Streptomycin oder Penicillin, vermischt werden. Das Sauerstoffbett wird jetzt in Serienproduktion hergestellt. Schwer erkrankte Patienten, die bei Asthmaanfällen, Lungenentzündungen, Diphtherie und Herzerkrankungen und nach schwierigen Operationen unter der lebensgefährdenden Atemnot leiden, wurden bisher in Sauerstoffzelten oder durch direkte Zufuhr aus Sauerstoff-Flaschen in der Atmungsfunktion unterstützt. Im Sauerstoffzelt konnte der Kranke allerdings nicht genügend beobachtet werden, und der reine Sauerstoff, der der Flasche entströmt, trocknet die Schleimhäute schnell aus.



Unter einer Haube aus Plexiglas *liegt der Patient. Sie kann, wenn er behandelt werden soll, geöffnet werden. Der Aufenthalt im Sauerstoffbett wirkt auf den Kranken sofort belebend und erleichtert ihm das Atmen* FOTOS: Mauritius



Die Abenteuer des Casanova

sind nun wirklich fällig, und beinahe möchte man sagen, daß die Leinwand den Amouren des größten Frauenhelden aller Zeiten förmlich entgegenschmachtet. Der Italiener Gabriele Ferzetti spielt den Liebhaber, der vor 200 Jahren das Herz jeder Schönen pflückte wie einen Apfel vom Baum. Natürlich wird er auch im Film von einer Armee lieblicher Damen umgeben. Eine davon, Marina Vlady (die 16jährige kleine Französin, bekannt aus dem Film „Sie"), findet der Leser auf dem Titelbild. Sie spielt eine junge Braut, die dem Casanova justament in der Nacht nach ihrer Hochzeit in die Arme sinkt. Das obere Bild macht mit Corinne Calvet als Gräfin Charpillon bekannt. Sie verliert die Wette, nach der sie Casanova keine acht Tage widerstehen könne. „Casanovas Abenteuer" also demnächst in Ihrem Theater. Übrigens: Casanova. Nicht Rubirosa.



Gertraude heißt sie im Film *(Anna Amendola) und ist die Frau eines deutschen Konsuls, der den Casanova verhaften läßt, als er merkt, daß der seiner Gattin kein Unbekannter ist* FOTOS: Michalke



DOMINO SCHLUG ZU *denn der Tiger erkannte seinen Dompteur Joseph van Been nicht, die Jupiterlampen blendeten ihn, als Domino für einen Zirkusfilm aufgenommen werden sollte. Van Been wurde an Arm und Kinn verletzt, konnte aber ein paar Tage später die Aufnahme wiederholen. Dann ging er nach England und ließ sich mit vier Dompteurkollegen fotografieren (Bild oben), die alle von Domino schon einmal angefallen worden sind. Als dieses Bild entstand, wußte keiner, daß van Been 24 Stunden später von dem Löwen im Hintergrund, zu dem er erstmalig in die Manege stieg, zerrissen wurde* FOTOS: FRANCE-SCOOP



Die Siegel-Werke helfen!



Wie schön ist so ein appetitlich sauberer, spiegelblanker Fußboden – ja, und wie gut ist es, daß dieser Glanz auch nicht so schnell wieder stumpf wird, wenn man den Fußboden mit Sigella pflegt!

Auch Sigella, das Edel-Hartglanz-Wachs mit den drei Pluspunkten, ist kein Zaubermittel. Aber es hat alle Eigenschaften, die man von sehr guten Bohnermitteln überhaupt erwarten kann – und zwar zweckmäßig aufeinander abgestimmt! Sigella ist „die richtige Mischung aller guten Eigenschaften" meinen die Siegel-Werke. Und deshalb ist dieses Bohnermittel genau so, wie es die Hausfrau verlangt.

Deshalb kann man Sigella (ob aus der Dose oder neuerdings auch aus dem großen oder kleinen Päckchen) so hauchdünn auftragen und so rasch spiegelblank reiben – und schon mit leichtem Nachbohnern immer wieder auf Hochglanz bringen!

Darauf kommt es den Hausfrauen an, sagen die Siegel-Werke in Köln, die Hersteller von Sigella und Sidol und fünfzehn anderen Putz- und Pflegemitteln für den Haushalt – und damit haben sie recht behalten. Warum würde wohl sonst gerade Sigella am meisten gekauft – also lieber verwendet werden als irgendein anderes Bohnerwachs?

Sigella

Sigella

Edel-Hartglanz-Wachs

Eine ‚Glanzleistung' der Siegel-Werke:

Das Sternchen

Heft 10 • Beilage zum Stern Nr. 10 vom 6. März 1955

In diesem Heft:
WO KOMMT DAS FEUER HER!

EINEN TEPPICH wollte Michael in Hamburg kaufen. Er staunte nicht schlecht, als er in dem Verkäufer Jupp Posipal, den Fußballkapitän der Deutschen Weltmeister-Elf erkannte. Was Michael sich von Posipal erzählen ließ, schildert er in der neuen Nachrichten-Zeitung für unsere Sternchenclubs.

Kinder haben Sternchen gern — Sternchen ist das Kind vom Stern



Das Flötenkonzert in Sanssouci hat der Maler Adolph Menzel gemalt. Nach diesem Gemälde sind die Zinnfiguren aufgestellt worden. In der Mitte seht Ihr Friedrich den Großen, der später der „Alte Fritz" genannt wurde [illegible]



Eine Offizierspatrouille der 11. Husaren aus dem Krieg 1870—71 ist hier auch in Zinn dargestellt.

SPIELZEUG FÜR ERWACHSENE

Es sind sicher nicht mehr viele unter Euch, die noch mit Zinnfiguren spielen. Bei Euren Vätern war das anders, sie hatten als Jungen bestimmt jeder einen Kasten mit Zinnsoldaten oder Indianern. Wenn heute ernsthafte Erwachsene Zinnfiguren aufmarschieren lassen, dann sind sie meistens Sammler, und oft machen sie die kunstvollen Figuren sogar selbst. Solche Sammler haben ihre schönsten Zinnfiguren in einem alten Grafenschloß in Moers ausgestellt. Geschichte und Kunstgeschichte sind lebendig darin. Da ist Napoleon mit seinen Offizieren, der „Alte Fritz" bläst Flöte, Indianer kämpfen gegen weiße Siedler und Gardegrenadiere und Landsknechte in weiten Pluderhosen rücken fahneschwenkend an.



[illegible]



[illegible]



[illegible]

Woher kommt das Feuer?

Ihr könnt Euch sicher kaum vorstellen, wie wir ohne Feuer auskämen. Wißt Ihr aber, was die Menschen machten, bevor das Zündholz erfunden war!

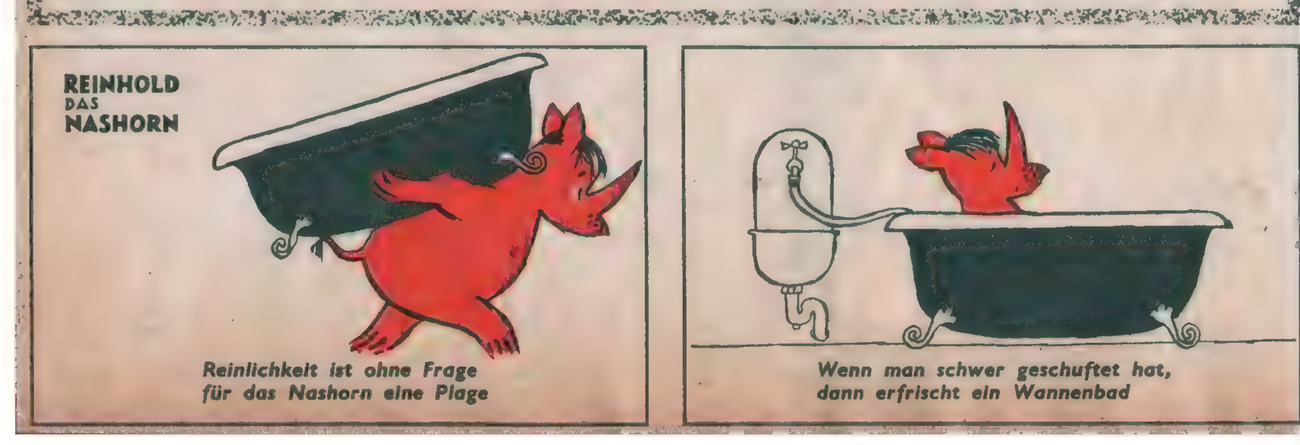
Heute könnten wir leicht vergessen, wie wichtig das Feuer für uns ist, weil wir Elektrizität und Gas haben, die uns das Feuer ersetzen. Aber die Naturvölker verehren es noch immer wie einen Schatz und hüten es, so wie unsere Vorfahren es taten. Eine alte Göttersage der Griechen erzählt, wie das Feuer zu den Menschen kam: Der Gebrauch des Feuers war nur den Göttern erlaubt, der Halbgott Prometheus aber stahl eines Tages das Feuer aus dem Olymp, dem Himmel der Götter, und brachte es den Menschen. Zur Strafe für seine Tat wurde er an einen Felsen geschmiedet, und jeden Tag kam ein Adler geflogen und hackte ihm die Leber aus seinem Leib, die jeden Tag wieder nachwuchs.

Ganz zuerst war das Feuer den Menschen nur als Blitz bekannt, und sie hatten große Angst, wenn ein Baum plötzlich vom Blitz getroffen wurde und verbrannte. Aber sie merkten auch, daß der brennende Baum Licht und Wärme verbreitete, und es fanden sich mutige Männer, die einen glühenden Zweig abbrachen und in ihre Höhlen mitnahmen. Ihre Angst vor dem Feuer verloren die Menschen aber erst, nachdem sie gelernt hatten, selber Feuer zu machen. Sie rieben zwei Holzstäbchen so lange aneinander, bis sie sich durch die Reibung erhitzten und schließlich entzündeten. Später entdeckte man den Feuerstein, der Funken schlug, wenn man mit einem scharfen Gegenstand auf ihn einschlug. Auf diese Weise machte man noch vor 150 Jahren Feuer: Man brauchte dazu ein Stück Stahl, einen kleinen Feuerstein und einen lockeren Stoff, den Feuerschwamm. Mit dem Stahl schlug man auf den Stein, und wenn man Glück hatte, entzündete sich der Schwamm nach kurzer Zeit. (Das war ein Vorläufer unseres modernen Feuerzeugs, wo die in Benzin getränkte Watte den Feuerschwamm ersetzt.)

Ihr könnt Euch denken, daß das nicht sehr bequem war, und daher versuchte man, eine einfachere Methode zu erfinden. Nachdem man Hölzchen mit Glasköpfen, Schwefelsäure und anderem ausprobiert hatte, erfand man um 1830 die Phosphorhölzer. Diese waren zwar sehr leicht entzündlich, aber leider auch sehr giftig, weil sie außer Phosphor auch noch viel Schwefel enthielten. Zwanzig Jahre später wurden in Deutschland die Streichhölzer erfunden, die wir heute benutzen, die sogenannten Sicherheitshölzer. Ihre Köpfchen enthalten keinen Phosphor und sind nicht giftig. In Schweden hat sich eine Industrie entwickelt, die diese Sicherheitshölzer in großen Mengen herstellt, weil Schweden über einen großen Holzreichtum verfügt. Deshalb werden die Streichhölzer auch manchmal Schwedenhölzchen genannt.



Unentbehrlich ist das Feuer. Der Mensch braucht es zum Braten, zum Wärmen, zum Leuchten. Wie bequem haben wir es mit Streichhölzern.

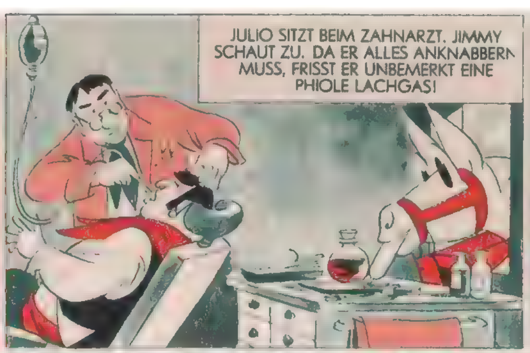


Reinlichkeit ist ohne Frage für das Nashorn eine Plage



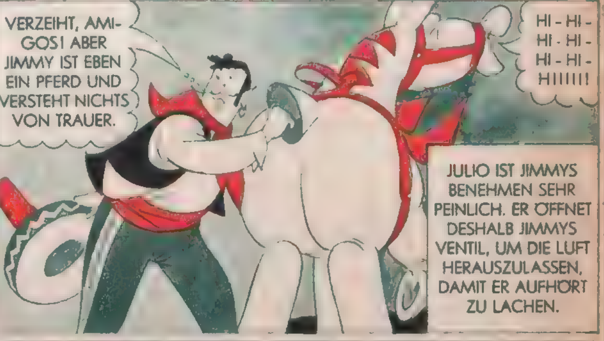
Wenn man schwer geschuftet hat, dann erfrischt ein Wannenbad

















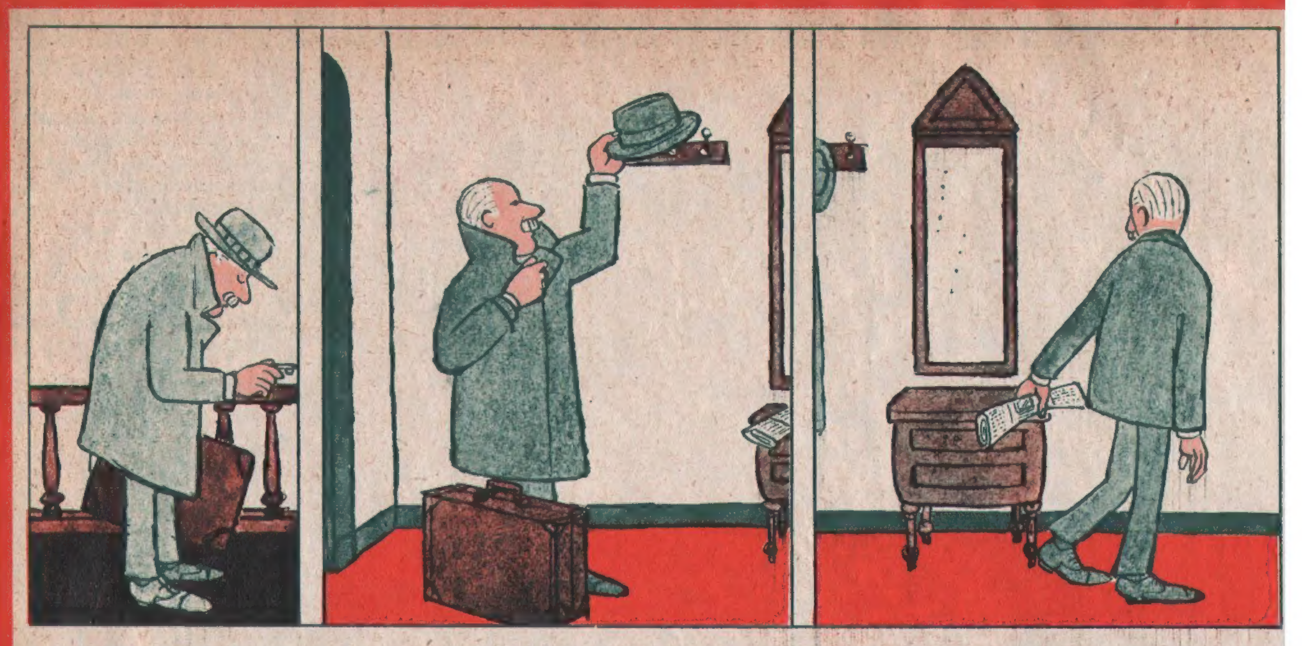




Nach dem Bade wird frottiert und der Stöpsel rausmontiert



Jetzt ist Reinhold sehr verstimmt, weil das ganze Zimmer schwimmt



Ich war doch froh, daß ich nun wieder zu Hause war. Bei dem Wetter ist das Reisen kein Vergnügen. Ich wollte mir jetzt einen gemütlichen Abend machen, und ich hatte auch keine Lust, meine Koffer heute abend noch auszupacken. Das konnte ich bequem morgen früh machen.

Ein gemütlicher Abend

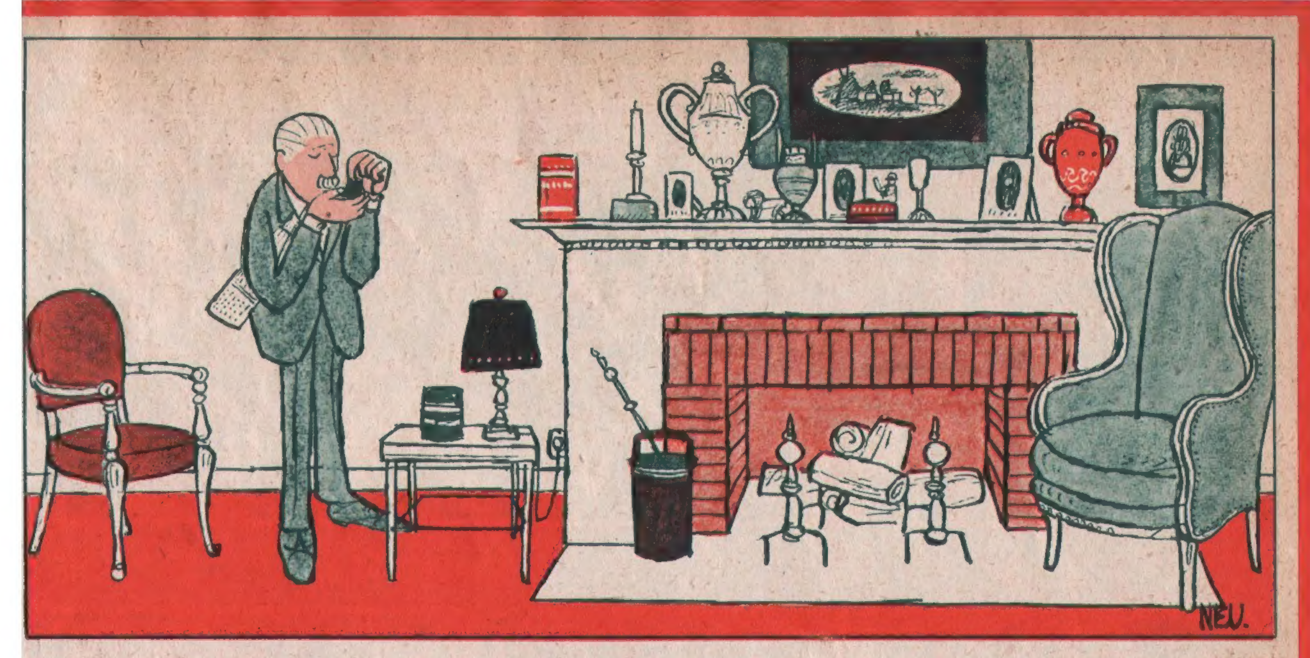
Was passierte in Zeus Weinsteins Wohnung!

Acht Tage war ich verreist, ich war hundemüde und freute mich auf einen gemütlichen Abend zu Hause am Kamin. Ich würde wohl endlich meine Ruhe haben, niemand wußte, daß ich heute zurückkommen wollte, denn ich hatte weder eine Haushälterin noch sonst irgend jemanden an Personal in meiner Wohnung. Das Feuer im Kamin mache ich ohnehin immer selbst an. — Komisch, zu Hause schien alles unverändert, und trotzdem hatte ich das Gefühl, als würde ich beobachtet oder als sei in meiner Abwesenheit jemand da gewesen. Für dunkle Elemente ist meine Wohnung ja nicht ganz uninteressant, denn häufig habe ich Strafakten und Belastungsmaterial gegen gesuchte Verbrecher zu Hause liegen. Die Unruhe trieb mich aus dem Sessel, ich brachte es nicht fertig, zufrieden die neue Abendzeitung zu lesen. Ich kontrollierte alle Räume. In der Küche endlich faßte ich mich an den Kopf. Natürlich war jemand in meiner Wohnung gewesen. Einen deutlicheren Beweis konnte ich mir nicht wünschen. Daß ich nicht gleich daran gedacht hatte! Euch ist es dieses Mal bestimmt eher aufgefallen als mir, was! Dann schreibt doch bis zum 12. März unter Angabe Eures Geburtstages eine Postkarte ans Sternchen, Hamburg 1, Pressehaus, und schreibt, woran Ihr gemerkt habt, daß jemand heimlich in meiner Wohnung war. Zwanzig von Euch bekommen je ein Sternchenbuch.



KENNST DU IHN?

Max und Moritz, diese beiden kennt Ihr doch ganz bestimmt, nicht! Dann müßtet Ihr auch Wilhelm Busch kennen, er hat Max und Moritz erfunden, gezeichnet und ihre Streiche in lustigen Versen geschildert. Genau wie den Maler Klecksel, Fips, den Affen, die fromme Helene, und noch viele, viele andere komische Figuren. Am 15. April 1832 wurde der Zeichner und Dichter in Wiedensahl bei Hannover geboren. Als er 55 Jahre alt war, erschienen seine Werke gesammelt in dem Band „Humoristischer Hausschatz". Wenn wir heute seine Werke haben wollen, die nun schon seit hundert Jahren gelesen werden, dann verlangen wir meistens einfach das Wilhelm-Busch-Album. Max und Moritz gibt es aber auch allein in einem Bändchen, und da sind die Zeichnungen oft auch bunt. Vielleicht habt Ihr das Buch in Eurem Bücherbord stehen. Wenn nicht, dann wünscht es Euch einmal zum Geburtstag, Ihr habt bestimmt viel Freude daran und lest es so oft, daß Ihr die lustigen Verse bald auswendig könnt.



So, erst eine Pfeife anzünden, und dann Feuer im Kamin machen! Ich war von der langen Fahrt richtig durchgefroren. Zu Hause bin ich am liebsten allein, Personal hat mich immer schon nervös gemacht. Ich muß auch mal so richtig von meiner anstrengenden Arbeit ausruhen.



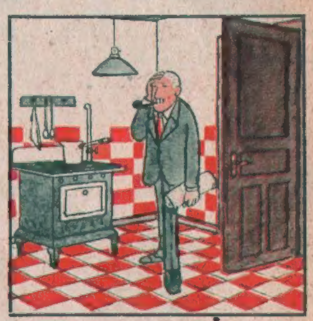
Ein kleiner Schluck Kognak kann nicht schaden. Und vor dem Schlafengehen lese ich noch ein Buch.



Komisch, ich fand keine Ruhe. Was war nur los? Den Abend hatte ich mir anders vorgestellt.



Ich ging durch die Wohnung, als suchte ich etwas. Merkwürdig, ich bin doch sonst nicht so nervös.



Ich Dussel! Daß ich daran nicht gedacht hatte! Hier war klar: Jemand war in meiner Wohnung gewesen!



Zierlich, leichtfüßig und beschwingt sind die Gazellen. In Rudeln von zweihundert bis dreihundert springen und schnellen sie über die Steppe. Übermütig hüpfen sie durch die Luft, eine immer hinter der anderen. Viele Kilometer legen sie so zurück. Die Gazellen bevölkern nicht nur die Steppe. Ihre Lieblingsplätze sind Mimosenhaine. Auch in den nordafrikanischen Vorgebirgen sind Gazellen anzutreffen. Der Anblick eines Gazellenrudels ist so reizend, daß die Menschen immer wieder versuchen, ihren Gang in tänzerischen Figuren nachzuahmen. Besonders auffallend sind die Größe und die Glut des Gazellenauges. Im Bild rechts seht Ihr den afrikanischen Springbock. Wittert er Gefahr, so springt er von der Stelle zwei bis drei Meter in die Höhe, äugt erst nach allen Seiten und jagt dann davon. Die Gazellen (links) mit dem schlanken Gehörn heißen Grantgazellen, die besonders zierlich gebaut sind.



Sternchenzoo

Rudelweise schnellen die Gazellen über die Steppe. Schlank und zierlich jagen sie hintereinander her.

Zeichnungen: Kurt Steinel/Fortuna

grosser HOKUS *kleiner* POKUS

EINE VERHEXTE GESCHICHTE VON HELGRÖ

20. Fortsetzung

> Der Semmelkopf hat ein letztes Mal gestohlen! Und zwar den schwarzen Koffer des Zauberers Hokus. Im Keller des Flughafens wartet er mit Wupp, Ludwig und Kaubiene auf die beiden Kriminalbeamten.

Von der Tür her hallten Schritte. Der Raum füllte sich schnell. Und doch dauerte es Wupp viel zu lange, bis sie alle da waren: die beiden Kriminalbeamten, der Zauberer in ihrer Mitte, Redakteur Schneller, der große Dünne von der Flugleitung und Vater Trumm.

„Diese beiden", erklärte Wupp und zeigte auf Kaubiene und den Semmelkopf, haben den Koffer in einem unbewachten Augenblick versteckt. Sie haben den Zauberer und den kleinen Omnibus verfolgt und brachten den Koffer beiseite, als das Gepäck vom Omnibus zum Flugzeug geschafft werden sollte. Sie konnten ja nicht wissen, daß wir das Flugzeug noch erreichen." „Alle Wetter!" staunte der Kriminalbeamte zur Rechten.

„Alle Achtung — !" staunte auch der Beamte zur Linken. Dem Zauberer wurde befohlen, den Koffer zu öffnen. Er warf Kaubiene, die er wiedererkannte, einen Blick voll Gift und Galle zu, beugte sich nieder, legte den Koffer flach, drehte am Koffergriff und zog einen der silbernen Beschläge heraus. Der Kofferdeckel sprang auf. Zusammengekauert, so wie es Wupp unter der Bühne gesehen hatte, lag der kleine Max in dem schwarzen Koffer.

Er hatte nichts an als einen weißen Trikot. In seinem Mund war ein Taschentuch, das hinter dem Kopf verknotet war. Die Hände waren mit einem zweiten Tuch zusammengebunden. Der Kopf war rot, das Haar hing feucht in die Stirn.

„Höchste Zeit!" sagte einer der Kriminalbeamten, stieß den Zauberer zur Seite, zog den kleinen Max heraus und stellte ihn vorsichtig auf die Füße. Wupp sprang hinzu und löste die Knoten der Tücher.

„Setzt ihn erst einmal hin!" sagte er. Aber der kleine Max schüttelte den Kopf, streckte ein Bein nach dem anderen aus und flüsterte: „Es geht schon!" Er blickte sich im Kreis um und schien erst jetzt Wupp zu erkennen. Da war er plötzlich ganz munter, schlang seine Arme um Wupps Hals und lachte und weinte durcheinander.

Der Deckel sprang auf. Zusammengekauert lag der kleine Max in dem schwarzen Koffer.

Der Semmelkopf hat nie in seinem Leben so große Augen gemacht. Daß er einen Jungen gemopst hat, hätte er nie für möglich gehalten. Und daß ihn die Polizei dafür lobt, erst recht nicht. Er hatte das Gefühl, daß dies der Höhepunkt und Abschluß seiner Spitzbubenlaufbahn war. Ja, er war richtig glücklich darüber und fühlte sich bei seinen neuen Freunden schon jetzt geborgen.

„Nun aber nach Hause! Mutter wartet schon!" sagte der alte Trumm,

„Das ist nämlich unser Vater", erklärte Wupp und schob Mäxchen auf Trumm zu. Trumm hob Wupps Bruder auf den Arm. „Junge", fragte Trumm leise, „wie hast du das in dem Koffer bloß ausgehalten?"

„Nicht so schlimm", erklärte Mäxchen, „da war ich jeden Tag ein paarmal drin. Manchmal auch unterwegs, wenn er Fahrgeld sparen wollte. Neu ist nur, daß er mich gefesselt und mir den Mund verstopft hat."

„Konntest du den Koffer nicht von innen aufdrücken?" wollte Wupp wissen. Er dachte an den Druckknopf, der während der Vorstellung im Tivoli in Betrieb war.

„Das funktioniert nur, wenn die Batterie am Motor hängt. Aber die hat er heute früh herausgenommen." Mäxchen sah den Zauberer, den ein Kriminalbeamter in den Hintergrund gezogen hatte, gar nicht mehr an.

„Ich schlage vor", sagte der andere Beamte zu Trumm, „Sie nehmen den Jungen erst einmal mit nach Hause, damit er sich erholt. Er bekommt dann Bescheid, wenn die polizeiliche Vernehmung ist." Trumm nickte. Er behielt Mäxchen auf dem Arm. Wupp hängte sich auf der andern Seite ein. Und alle folgten den dreien hinaus. Ganz zuletzt die Kriminalbeamten, von denen einer den Zauberer und der andere den Zauberkoffer festhielt.

Als sie draußen vor dem Flughafen waren, kam gerade eine Straßenbahn an. Heraus sprang Kally mit seinem Roller. Er blieb mit offenem Munde stehen, als er die vielen Leute sah.

„Wie im Film!" staunte er. Diesmal hatte er recht.

Über aller Köpfe hinweg donnerte das Flugzeug in Richtung München.

— ENDE —

VATER UND ICH WAREN SIEDLER IM WILDEN WESTEN

Kurz nach meinem achten Geburtstag, am Ende des Jahres 1906, kaufte mein Vater sieben Fahrkarten, und die ganze Familie fuhr los in den Wilden Westen, nach Colorado. Wir waren jetzt Siedler und uns gehörte eine Farm. Als wir unser Farmhaus sahen, ein schäbiges, wackliges Dreizimmerhaus, da mußte Mutter mit Gewalt die Tränen zurückhalten. Später hat ein Wirbelsturm unsere Farm kurz und klein geschlagen, und da hat Mutter wirklich geweint. Ich auch. Überhaupt war im Westen nicht nur der Wirbelsturm gegen uns, die Präriewölfe bedrohten unsere Pferde, die Nachbarn stahlen uns das Wasser, und der Esel, auf dem ich zum erstenmal reiten sollte, warf mich im hohen Bogen in den Sand. Aber ich hatte auch gute Freunde: Two-Dog, der alte Indianer und Hi, der Cowboy. Bei ihm lernte ich reiten und schießen, und Hi ließ mich zum erstenmal auf ein wildes, ungezähmtes Pferd, das noch nie einen Reiter oder einen Sattel auf dem Rücken gehabt hatte. Als der Gaul dann müde war und ich immer noch oben saß, da war ich ein Cowboy. Ich erzähle Euch das alles noch ganz ausführlich, nächste Woche fange ich schon damit an. Und dann könnt Ihr mir glauben, was die Hauptsache ist für einen Cowboy. Hi hat es gesagt, und Hi muß es wissen:

Vater siedelte im Wilden Westen und kaufte eine Farm in Colorado.

BLEIB IM SATTEL



Ralph heiße ich, war der älteste Sohn und Partner meines Vaters.

Der alte Thompson war kein Pferdedieb, wie die Leute behaupten.




Grace, meine Schwester, hat auch Reiten gelernt.



Ein richtiger Cowboy, das war Hi. Und das glaubt mir, keiner schießt besser als er.



Two-Dog, der alte Indianer, war mein guter Freund.

DER STERNCHENCLUB

Wer schreibt uns! Bärbel Schenk, Bad Hersfeld, Neustadt 11, möchte Post von einem Mädchenclub, Alter 11 bis 13 Jahre. Lothar Decher, Gladenbach, Ringstr. 19, sucht Briefwechsel mit mehreren Clubs. Dieter Kels, Rheydt-Giesenkirchen, Am Sternenfeld 17, und seine Sternchenfreunde sammeln Briefmarken. Wer noch? Ursula Willius, München 23, Wandletstr. 3 interessiert sich für Sport, Film, Fotografie. Annegret Reimann, Hameln, Felsenkellerweg 37, 13 Jahre, möchte Briefwechsel mit einem Mädchen aus Bayern oder von der See. Ebenso Ingelore Heckner, Duisburg-Hamborn, Roonstr. 85. Und auch Brigitte Hölken, Gevelsberg, Heidschulstr. 40, 13 Jahre und Eckard Hellsten, Kirchheim-Teck, Jahnstr. 19, würden sich freuen, wenn der Postbote mit Briefen von Sternchenfreunden käme.

*

Liebe Sternchenfreunde! Habt Ihr schon mal von den Bodelschwinghschen Heilanstalten in Bethel gehört? Wir sammeln für sie gestempelte deutsche Briefmarken, Silberpapier usw. und schicken alles nach Bethel. Die Kranken in der Anstalt sortieren und verwerten alles, denn sie brauchen ja eine Beschäftigung. Ihr könnt Briefmarken und Silberpapier auch an meine Adresse schicken, ich gebe es dann weiter.
Ennepetal-Milspe, Fuhrstraße 12. **Horst Rüggeberg.**

*

Geburtstagsgäste. Aus Osterholz-Scharmbeck schreibt Elfriede Hühnken: Weißt Du, Sternchen, Gerda Steljes hat sich riesig über die Tischkarten gefreut, die Du ihr zum Geburtstag schicktest! Sie hatte alle aus dem Sternchenclub eingeladen und Du kannst Dir ja denken, wie lustig es war, daß Reinhold, Paulchen, Julio und Jimmy uns auf den Teller guckten.